

IMIS-BEITRÄGE

Heft 33/2008

Herausgegeben vom Vorstand
des Instituts für Migrationsforschung
und Interkulturelle Studien (IMIS)
der Universität Osnabrück

Begründet von Klaus J. Bade

Wissenschaftlicher Beirat:
Leo Lucassen, Werner Schiffauer, Thomas Straubhaar,
Dietrich Thränhardt, Andreas Wimmer

Institut für Migrationsforschung
und Interkulturelle Studien (IMIS)
Universität Osnabrück
D – 49069 Osnabrück
Tel.: (+49) 0541/969-4384
Fax: (+49) 0541/969-4380
e-mail: imis@uni-osnabrueck.de
internet: <http://www.imis.uni-osnabrueck.de>

Gefördert durch die Robert Bosch Stiftung

Eingesandte Manuskripte prüfen vom Wissenschaftlichen Beirat
benannte Gutachter.

Juli 2008
Druckvorbereitung und Satz: Jutta Tiemeyer (IMIS)
Umschlag: Birgit Götting
Herstellung: Grote Druck, Bad Iburg
ISSN 0949-4723

Inhalt

Vorwort.....	5
<i>Konrad H. Jarausch</i> Zwischen ›Reformstau‹ und ›Sozialabbau‹. Anmerkungen zur Globalisierungsdebatte in Deutschland 1973–2003	9
<i>Franziska Dunkel</i> Routes to Routes and Roots. Zur Musealisierung von Migrationsgeschichte.....	33
<i>Michael Schönhuth</i> Remigration von Spätaussiedlern: ethnowissenschaftliche Annäherungen an ein neues Forschungsfeld.....	61
<i>Klaus Schriewer und Joaquín Rodes</i> Die offizielle und die verborgene europäische Wohlstandsmobilität. Behördliche Registrierung und individuelles Meldeverhalten von EU-Bürgern in der Region Murcia (Spanien)	85
<i>Petra T. Bürgelt, Mandy Morgan and Regina Pernice</i> The Migration Process through the Eyes of Migrants. Experiences, Interpretations and Responses of German Migrants to New Zealand.....	105
Die Autorinnen und Autoren.....	129

Vorwort

Fünf Aufsätze aus unterschiedlichen Disziplinen bietet Heft 33 der IMIS-Beiträge. Die zeithistorische Einschätzung des Prozesses der ›Globalisierung‹ sowie die Möglichkeiten und Grenzen musealer Präsentation von Migrationsgeschichte stehen im Vordergrund der beiden ersten Studien. Der dritte Beitrag blickt auf Hintergründe, Formen und Folgen der Remigration von Spätaussiedlern. Aspekte aktueller Entwicklungen der Wohlstands- und Altersmigration thematisiert am spanischen Beispiel der vierte Beitrag. Sozialpsychologische Überlegungen zu Fragen von Migration und Integration von Deutschen in Neuseeland beschließen das Heft.

Konrad H. Jarausch geht es in seinem Beitrag über Aspekte der Globalisierungsdebatte in Deutschland um die politische und publizistische Perception des sozio-ökonomischen Strukturwandels von den frühen 1970er Jahren bis in die Gegenwart. Der erste Teil des Aufsatzes gilt dabei dem Vergleich der Wahrnehmungen und politischen Reaktionen auf das Ende der langen wirtschaftlichen Wachstumsperiode und den Übergang in eine weltwirtschaftliche Strukturkrise der 1970er Jahre in Bundesrepublik Deutschland und DDR. Sie wurde in der Bundesrepublik in aller Regel als konjunkturelle Krise missverstanden, die mit Maßnahmen zur Konjunkturförderung zu bekämpfen sei. Der zweite Teil blickt auf den Wandel von Krisenwahrnehmung und Reformdiskussion nach der deutsch-deutschen Vereinigung. ›Globalisierung‹ als plakative Umschreibung komplexer sozio-ökonomischer und kultureller Prozesse fand erst, so Konrad H. Jarausch, 1996 Eingang in die politischen und publizistischen Diskussionen um Notwendigkeit und Reichweite politischer Reformen in der Bundesrepublik.

Franziska Dunkel schließt in ihrem Aufsatz über die Musealisierung von Migrationsgeschichte an die weitreichenden Diskussionen um die Einrichtung eines deutschen Migrationsmuseums an, die vornehmlich in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts hohe publizistische Aufmerksamkeit erreichten. Franziska Dunkel verweist darauf, dass nicht nur politische und finanzielle Begründungen die Einrichtung eines solchen Museums verhinderten. Vielmehr gäbe es auch spezifische immanente Probleme im Bereich der Repräsentation, der Konstruktion von Identität und des Narrativs. An vier Beispielen – dem Deutschen Auswandererhaus in Bremerhaven, der Auswandererwelt BallinStadt in Hamburg, dem Museum of Scotland in Edinburgh und dem Haus der Geschichte Baden-Württemberg – analysiert die Autorin bestehende Dauerausstellungen zur Migrationsgeschichte und ent-

wickelt auf dieser Grundlage Perspektiven für die museale Präsentation von Migration.

Michael Schönhuth verweist in seinem Beitrag über die Remigration von Spätaussiedlern auf das gegenwärtig verstärkte Interesse der Migrationsforschung an Hintergründen, Formen und Folgen der Rückkehr von Migranten in ihre Herkunftsländer. Während die Remigrationsforschung für diverse Gruppen auf vielfältige ältere Forschungsergebnisse zurückgreifen kann, gilt das für die Spätaussiedler nicht. Unter Berücksichtigung vorhandener theoretischer Modelle zur Erklärung von Remigration schlägt Michael Schönhuth zur Untersuchung der Remigrationsstrategien von Spätaussiedlern einen den Ethnowissenschaften verbundenen Mehrebenenansatz vor. Dabei bildet die Rückkehrentscheidung von Individuen bzw. Familien den Ausgangspunkt, von dem aus die Einflussfaktoren auf der Ebene der strukturellen Bedingungen, der externen Anreizsysteme, der Mobilisierung von Ressourcen und der biographischen und sozialen Situation verfolgt werden.

Klaus Schriewer und Joaquín Rodes fragen nach Umfang und Zusammensetzung der Wohlstands- und Altersmigration in die südostspanische Region Murcia, die seit den 1970er Jahren ein Zentrum des Mittelmeer-Tourismus ist. Seit den 1980er Jahren kennzeichnet die Migrationssituation der rasche Anstieg einerseits der Zuwanderung älterer Nord-, West- und Mitteleuropäer und andererseits der Zahl lateinamerikanischer und nordafrikanischer Zuwanderer, für die Murcia Arbeit in Land- und Bauwirtschaft sowie im Bereich der haushaltsnahen Dienstleistungen bietet, zugleich aber auch ein Tor in die Europäische Union ist. Der Artikel diskutiert Erscheinungsformen von Wanderungen, die zwischen Tourismus und Migration anzusiedeln sind, beschreibt den rechtlichen Rahmen der europäischen Wohlstands- und Altersmigration in Murcia, bietet Informationen über die Möglichkeiten und Grenzen der Ermittlung ihres Umfangs und fragt zuletzt nach den Hintergründen und Folgen des Meldeverhaltens von EU-Bürgern.

Petra T. Bürgelt, Mandy Morgan und Regina Pernice untersuchen im letzten Beitrag des Heftes Erfahrungen von hochqualifizierten deutschen Zuwanderern in Neuseeland. Dabei wird eine Perspektive gewählt, die sich nicht ausschließlich auf den Prozess der Abwanderung oder auf den Prozess von Aufnahme und Integration beschränkt; vielmehr geht es um die Analyse der Wahrnehmung des Migrationsprozesses mit seinen komplexen Hintergründen, Formen und Folgen insgesamt. Im Vordergrund steht dabei für unterschiedliche Stadien des Migrationsprozesses die Anatomie der psychosozialen Faktoren, die Einfluss auf die Entscheidung zur Abwanderung nehmen, aber auch die Zielauswahl und das Erleben, Deuten und Handeln im Prozess von Aufnahme und Integration in den verschiedenen Teilbereichen der neuseeländischen Gesellschaft bestimmen.

Für die Übernahme der Druckkosten des vorliegenden Heftes danken wir erneut der Robert Bosch Stiftung, Stuttgart. Jutta Tiemeyer hat die Vorbereitung zum Druck mit der gewohnten Sorgfalt durchgeführt. Auch ihr gilt unser Dank.

Der Vorstand: Michael Bommes
Jochen Oltmer

Konrad H. Jarausch

Zwischen ›Reformstau‹ und ›Sozialabbau‹. Anmerkungen zur Globalisierungsdebatte in Deutschland 1973–2003

Während der letzten Generation haben die Deutschen eine Reihe von Enttäuschungen erlebt, die ihre Zuversicht erschütterten. Seit 1973 lahmt das vorher so verlässliche Wachstum der Wirtschaft, und die Intensivierung des weltweiten Handels führt in wichtigen Branchen zur Deindustrialisierung. Auch der hilfreiche technische Fortschritt ist durch Tschernobyl bedrohlich geworden und vernichtet Arbeitsplätze durch Rationalisierung. Der fürsorgliche Sozialstaat verschlingt immer mehr Ressourcen und wird langsam unfinanzierbar. Die mit so viel Freude begrüßte Vereinigung verursacht enorme Kosten durch die Notwendigkeit langfristiger Transferzahlungen in den Osten. Schließlich hat die begrüßenswerte Integration Europas eine riesige Bürokratie in Brüssel geschaffen, die Entscheidungen der demokratischen Kontrolle entzieht... Auch wenn die Wirtschaft wieder etwas wächst, fragt sich die Öffentlichkeit daher zu Recht, weshalb das »Modell Deutschland« an Attraktivität verloren hat und wie die Bundesrepublik ihre frühere Dynamik zurückgewinnen kann.¹

Eine alarmierende Antwort auf diese Schlüsselfrage bietet die neoliberale Katastrophenliteratur, die das Land durch erschreckende Schilderungen eines fundamentalen ›Reformstaus‹ aufrütteln will. Während Spiegel-Journalist Gabor Steingart eindrücklich den ökonomischen »Abstieg eines Superstars« beklagt, fragt der Historiker Arnulf Baring lapidar »Scheitert Deutschland?«, und der Soziologe Meinhard Miegel konstatiert »Wir sind alt, müde und satt«.² Die schärfste Analyse des »Schlusslichts Deutschland« stammt von dem Ökonomen Hans-Werner Sinn, der den Verlust der Wettbewerbsfähigkeit unter Globalisierungsdruck auf eine Reihe von Faktoren zurückführt:

-
- 1 Edgar Wolfrum, *Die geglättete Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart 2006, ist noch ganz als Erfolgsgeschichte konzipiert. Vgl. Thomas Hertfelder/Andreas Rödder (Hg.), *Modell Deutschland. Erfolgsgeschichte oder Illusion?*, Göttingen 2007, S. 9–27.
 - 2 Gabor Steingart, *Deutschland. Abstieg eines Superstars*, München 2004; Arnulf Baring, *Scheitert Deutschland? Abschied von unseren Wunschwelten*, Stuttgart 1997; Meinhard Miegel, »Wir sind alt, müde und satt«, in: *Der Spiegel*, 28.8.2005.

»Zu hohe Lohnkosten«, »Arbeitsmarkt im Würgegriff der Gewerkschaften«, der Sozialstaat als »mächtigster Konkurrent der Wirtschaft«, die Transferzahlungen in den »verblühenden Osten«, die exzessiven Abgaben des »Steuerstaats«, die fortschreitende Vergreisung und eine falsche Einwanderungspolitik. Angesichts eines so umfassenden Katalogs von Schwächen könne nur eine radikale Kehrtwendung zur Befreiung der Marktkräfte noch helfen.³

Demgegenüber betont eine keynesianische Beschwichtigungspublizistik die verbliebenen Stärken des Standorts Deutschland, um dadurch seinen hoch entwickelten Sozialstaat zu retten. Diese Gegenargumentation arbeitet mit Schlagworten wie »Sozialabbau«, »Ellenbogengesellschaft« oder »Heuschrecken« und macht international tätige kapitalistische Mächte für die evidente Misere verantwortlich.⁴ So polemisiert der frühere Redenschreiber von SPD-Regierungen Albrecht Müller vehement gegen die Verbreitung einer »Reformlüge«, mit deren »vierzig Denkfehlern, Mythen und Legenden [...] Politik und Wirtschaft Deutschland ruinieren.« Einerseits attackiert er Denkmuster wie die Zwänge der Globalisierung, andererseits schiebt er die Verantwortung für die Schwierigkeiten auf die »Reformpleite«, das Abwürgen des Vereinigungsbooms durch die Bundesbank und eine marktwirtschaftliche Verschwörung der Medien. Ebenso vehement argumentiert der Bremer Wirtschaftswissenschaftler Rudolf Hickel gegen die »herrschende neoliberale Wirtschaftslehre«, um durch eine »Wirtschaftswende« zurück zu Keynes die Verteilung weiterer sozialer Wohltaten fortzusetzen.⁵

Weil die Forschung über das »Verblässen des Wunders« oft selbst in der Debatte Partei ergreift, bietet sie divergierende Einschätzungen, die sich noch zu keinem Gesamtbild fügen. Während neoliberale Ökonomen strukturelle Rigiditäten dafür verantwortlich machen, weisen linke Sozialpolitiker auf die negativen Folgen eines strengen Monetarismus hin.⁶ Einige Autoren interpretieren den Rückgang des Wachstums als eine überfällige »Normalisierung«, während andere eher auf den Übergang von extensiver zu intensiver Produktion hinweisen.⁷ Obwohl viele Politologen betonen, dass das

3 Hans-Werner Sinn, *Ist Deutschland noch zu retten?*, 7. Aufl. München 2004.

4 Werner Abelshauser, *The Dynamics of German Industry: Germany's Path towards the New Economy and the American Challenge*, New York 2005. Vgl. Jens Alber, *Besser als sein Ruf. Der Sozialstaat als erfolgreiches Modell*, in: *WZB-Mitteilungen*, Dezember 2002, S. 24–28.

5 Albrecht Müller, *Die Reformlüge. 40 Denkfehler, Mythen und Legenden, mit denen Politik und Wirtschaft Deutschland ruinieren*, München 2004; Rudolf Hickel, *Kassensturz. Sieben Gründe für eine andere Wirtschaftspolitik*, Reinbek 2006.

6 Herbert Giersch/Karl-Heinz Paque/Holger Schmieding, *The Fading Miracle: Four Decades of Market Economy in Germany*, Cambridge 1992, versus Fritz Scharpf, *Sozialdemokratische Krisenpolitik in Europa*, Frankfurt a.M. 1987.

7 Ludger Lindlar, *Das mißverständene Wirtschaftswunder. Westdeutschland und die westeuropäische Nachkriegsprosperität*, Tübingen 1997, gegenüber Barry Eichen-

deutsche System durch Zwang zu Koalitionen, kleinstaatlichen Föderalismus und neokorporative Konsenswünsche die Durchsetzung von Reformen erschwert, halten einige Beobachter dagegen, dass trotzdem noch inkrementelle Veränderungen möglich sind.⁸ Schließlich diskutieren Zeithistoriker, die das Thema der »Krise des deutschen Sozialstaats« gerade erst entdeckt haben, das relative Gewicht der wirtschafts- und sozialpolitischen Fehlentscheidungen der Vereinigung gegenüber den langfristigen Auswirkungen der neuesten Welle von Globalisierung.⁹

Da die These von einer »systemübergreifenden Krise europäischer Industriegesellschaften« seit den 1970er Jahren keine Tatsachenfeststellung, sondern eine Bewertung widersprüchlicher Entwicklungen ist, kann ein kulturhistorischer Blick auf ihre Wahrnehmung, Analyse und Behandlung neue Aufschlüsse über ihre Ursachen und Folgen bieten.¹⁰ Zwar sind die Umrisse von Wachstumsschwäche, Arbeitslosigkeit und Haushaltsdefizit bereits zur Genüge bekannt, aber die sie steuernden öffentlichen Auseinandersetzungen von Entscheidungsträgern in Medien und Politik sind bisher noch kaum untersucht worden. Dabei verlangt die Verquickung ideologischer und inhaltlicher Beurteilung eine bewusste Distanzierung von interessengeleiteter Stellungnahme für oder gegen Symbolbegriffe wie Solidarität oder Wettbewerbsfähigkeit.¹¹ Zur Gewinnung von Abstand könnte ein komparativer Ansatz beitragen, der explizit west- und ostdeutsche Entwicklungen und implizit deutsche mit nicht-deutschen Lösungen vergleicht. Folgende Bemerkungen werden daher einen ersten Überblick über die diskursive Verarbeitung des Strukturwandels zwischen 1973 und 2003 wagen.

green. *The European Economy Since 1945: Coordinated Capitalism and Beyond*, Princeton 2007, S. 5–8.

- 8 Herbert Kitschelt/Wolfgang Streeck (Hg.), *Germany Beyond the Stable State*, London 2004; Peter Franz/Stefan Immerfall, *Zeitlupenland Deutschland? Zum Vollzugsdefizit wirtschaftspolitischer Reformen*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 18–19/2003, S. 3–8, versus Claire Annesley, *Postindustrial Germany: Services, Technological Transformation and Knowledge in Unified Germany*, Manchester 2004.
- 9 Gerhard A. Ritter, *Der Preis der Einheit. Die Wiedervereinigung und die Krise des Sozialstaates*, München 2006, S. 293–298 versus Jürgen Osterhammel/Niels P. Peterson, *Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen*, 2. Aufl. München 2004, S. 105–111.
- 10 Andre Steiner, *Bundesrepublik und DDR in der Doppelkrise europäischer Industriegesellschaften. Zum sozialökonomischen Wandel in den 1970er Jahren*, in: *Zeithistorische Forschungen*, 3. 2006, S. 342–362.
- 11 Tim Schanetzky, *Die große Ernüchterung. Wirtschaftspolitik, Expertise und Gesellschaft in der Bundesrepublik 1966 bis 1982*, Berlin 2007. Vgl. Hartmut Berghoff/Jacob Vogel (Hg.), *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels*, Frankfurt a.M. 2004.

Verzögerte Wahrnehmung

Die in den Nachkriegsjahrzehnten entstandene wirtschaftliche Erfolgsgewissheit erschwerte die Wahrnehmung der Anfang der 1970er Jahre einsetzenden strukturellen Veränderungen. Der anhaltende Boom des ›Wirtschaftswunders‹ mit seinen jährlichen Wachstumsraten zwischen 5 und 10 Prozent hatte einen Erwartungshorizont geschaffen, der Vollbeschäftigung und Lohnzuwächse als naturgegeben betrachtete. Der symbolische Ausdruck des Stolzes auf den wirtschaftlichen Wiederaufstieg war das Vertrauen in die Härte der DM, die nur noch von dem Schweizer Franken übertroffen wurde. Da die Konjunkturdelle von 1966 durch antizyklische Maßnahmen schnell überwunden werden konnte, schien die Globalsteuerung des Stabilitätsgesetzes ein Garant für weitere Fortschritte zu sein. Kein Wunder, dass die Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV) Anfang der 1970er Jahre mehr als 11 Prozent Lohnsteigerung durchsetzte und Politiker kostspielige Reformen wie die Rentenerhöhung von 1972 auflegten. Bundeskanzler Willy Brandt konnte daher zufrieden konstatieren: »Unseren Bürgern – so sehen wir es – geht es besser«. ¹²

Ein erstes Warnsignal war die anhaltende ›Dollar-Krise‹, die im März 1973 das System der festen Wechselkurse von Bretton Woods endgültig zerbrach. Die Defizit-Finanzierung des Vietnamkrieges lud zu Spekulationswellen gegen den Dollar ein, welche zur Verteidigung der festgelegten Paritäten immer mehr Stützungskäufe und Devisenkontrollen verlangten. Die Sorge um den Verlust von Arbeitsplätzen in der kriselnden Werft- und Stahlindustrie sowie die Furcht vor dem Import von Inflation ließen Finanzminister Helmut Schmidt gegen eine weitere Aufwertung der DM Stellung nehmen, auch wenn dies die Reserven der Bundesbank strapazierte. Dennoch konnte er die Freigabe der Wechselkurse schließlich nicht verhindern, die den Wert der Mark nach oben trieb. Zur Eindämmung steigender Inflation im Inneren setzte er auf ein Stabilitätsprogramm, das durch Steuererhöhungen eine »Abschöpfung der übermäßigen Kaufkraft« bewirken sollte. ¹³ Im festen Vertrau-

12 Regierungserklärung des Bundeskanzlers Brandt vor dem Deutschen Bundestag vom 18.1.1987, in: Hans Georg Lehmann (Hg.), Deutschland-Dokumentation, 1945–2004. Politik, Recht, Wirtschaft und Soziales, DVD-ROM, Bonn 2004, im Folgenden zitiert als D-Dok. Vgl. auch Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl-Christian Lammers (Hg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 21ff.

13 Dollar-Krise: »Das war mehr als eine Bö«, in: Der Spiegel, 1973, Nr. 7; Der Schuß kann nach hinten losgehen, in: ebd., Nr. 9. Vgl. Harold James, Rambouillet, 15. November 1973. Die Globalisierung der Wirtschaft, München 1997; Hartmut Soell, Helmut Schmidt. Zwischen reaktivem und konzeptionellem Handeln, in: Konrad H. Jarausch (Hg.), Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte, Göttingen 2008, S. 279–295.

en auf weiteres Wachstum wollte die Regierung daher die Turbulenzen der Währung und die einsetzende Inflation mit vertrauten Steuerungsinstrumenten in den Griff bekommen.

Die überraschende ›Ölkrise‹ vom November 1973, die von der Vereinigung der ölexportierenden Staaten OPEC während des Jom-Kippur-Kriegs gegen Israel losgetreten wurde, machte jedoch einen Strich durch diese Rechnung. Da der Ölmarkt schon aufgrund amerikanischer Engpässe angespannt war, löste die von den arabischen Staaten durchgesetzte vierfache Preiserhöhung, Reduktion der Fördermenge und Kürzung der Lieferungen an die Freunde Israels wie die USA und die Niederlande eine ›psychologische Schockwirkung‹ aus. Wegen der vorausgegangenen Umstellung der Energiebasis von schmutziger Kohle auf billigeres Öl war die importabhängige Bundesrepublik besonders verwundbar geworden, denn die Heizung der Wohnungen, die Mobilität durch das Auto und die Produktion ganzer Branchen wie der chemischen Industrie hingen davon ab.¹⁴ Um eine Panik zu vermeiden, reagierte die Regierung hektisch mit Sonntagsfahrverboten, Geschwindigkeitsbegrenzungen und Koordination der Verteilung. Dennoch musste das zerstrittene Kabinett zugeben, »dass die traditionellen marktwirtschaftlichen Steuerungsinstrumente ausfallen.«¹⁵

Trotz aller Notmaßnahmen brach die Konjunktur ein, sodass die tiefste Rezession der Nachkriegszeit entstand. Vor allem die stolze Automobilbranche kollabierte, weil das Exportgeschäft »den Zusammenbruch der Inlandsnachfrage nicht abfangen« konnte. Aufgrund von »überalterten Modellen« machte VW enorme Verluste: »Wir müssen schrumpfen, schrumpfen.«¹⁶ Anfang 1975 stiegen die Arbeitslosenzahlen unaufhaltsam auf über eine Million sowie eine weitere Million von Kurzarbeitern. Das verängstigte besonders die Klientel der SPD: »So knüppeldick war's noch nie.«¹⁷ Der Rückgang der

14 Ölkrise: Kein Verlaß auf Großmütter, in: Der Spiegel, 1973, Nr. 45; Europa schlagen, Amerika treffen, in: ebd.; Wir dürfen uns nicht knieweich zeigen, in: ebd., Nr. 46; Mit knappen Vorräten sorglos geaast, in: ebd., Nr. 47; Jens Hohensee, Der erste Ölpreisschock 1973/74. Die politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen der arabischen Erdölpolitik auf die Bundesrepublik Deutschland und Westeuropa, Stuttgart 1996.

15 Öl kann man nicht durch Geld ersetzen, in: Der Spiegel, 1973, Nr. 48: »Auch niedrigere Zinsen oder höherer Staatsausgaben [...] könnten eine unter Energiemangel leidende Wirtschaft nicht wieder in Schwung bringen«. Vgl. Ölangst: »Keiner kennt die Lage«, in: ebd., 1973, Nr. 49.

16 Ölkrise lähmt die Konjunktur, in: Der Spiegel, 1973, Nr. 46; Dann sind wir tot, in: ebd., 1974, Nr. 10; Wir müssen schrumpfen, schrumpfen, in: ebd., Nr. 16. Vgl. Reinhold Bauer, Ölpreiskrisen und Industrieroboter. Die 1970er Jahre als Umbruchphase für die Automobilindustrie in beiden deutschen Staaten, in: Jaraus (Hg.), Das Ende der Zuversicht?, S. 68–83.

17 Arbeitslose: »So knüppeldick war's noch nie«, in: Der Spiegel, 1973, Nr. 51; Arbeitslose: Stürzt knappes Geld die SPD?, in: ebd., 1975, Nr. 8.

Steuereinnahmen bei gleichzeitigem Anstieg von Sozialausgaben zeigte erste »Grenzen des Sozialstaats« auf: »Die regierenden Sozialdemokraten werden – ob sie es wollen oder nicht – in absehbarer Zeit bekennen müssen, dass der in Zeiten der Hochkonjunktur aufgebaute Sozialstaat mit all seinen vielen Gaben zu teuer wird.« Die Folge war eine »Rekordverschuldung der öffentlichen Hand«, die auf die Dauer nicht durchzuhalten war.¹⁸ Mit der »Ölkrise« entstand daher jenes Problembündel, das die nächsten drei Jahrzehnte dominieren sollte.

Obwohl er ihre Tragweite ahnte, interpretierte Bundeskanzler Helmut Schmidt diese Veränderungen mehr als konjunkturelle Krise denn als Produkt eines einsetzenden Strukturwandels. Um die Weltrezession, »die alles in den Schatten stellt, was wir seit der Depression der dreißiger Jahre erlebt haben«, zu bekämpfen, setzte der Kanzler auf eine Mischung von »drei Viertel Einsparung, ein Viertel Steuererhöhungen«. Sein »kombiniertes Programm« von Haushaltskürzungen, wie sie »noch keine Bundesregierung ihren Wählern zugemutet hat«, sowie antizyklische Investitionen sollte die Konjunktur beleben, und Gipfeltreffen zwischen den großen Industriestaaten (G-7) sowie die Wiederbelebung der europäischen Währungsschlange sollten Aufwertungen der DM verhindern.¹⁹ Dieses Bündel von Maßnahmen war ein Kompromiss zwischen der Nachfrageorientierung der Gewerkschaften und der Angebotsbetonung der neoliberalen FDP. Weil Inflation und Arbeitslosigkeit in Deutschland geringer ausfielen, betonte Schmidt: »Besser als andere uns vergleichbare Länder sind wir mit den Folgen der dramatischen Veränderungen der Weltwirtschaft fertig geworden.«²⁰

Die schwache Wirkung des Konjunkturprogramms löste eine scharfe Debatte zwischen Keynesianern und Neoliberalen über die Zukunft der »marktwirtschaftlichen Ordnungen« aus. Während der Energiekrise schienen weder die Erhardsche Betonung des Wettbewerbs noch die Schillersche Planungszuversicht das Erreichen wirtschaftspolitischer Hauptziele wie eines hohen Beschäftigungsstandes, der Preisstabilität, des Wirtschaftswachstums

18 Irgendwann muss man die Wahrheit sagen, in: *Der Spiegel*, 1975, Nr. 24; Letztlich bezahlt immer der Schwache, in: ebd.; Mit leeren Händen in den Wahlkampf, in: ebd., Nr. 36. Vgl. Gabriele Metzler, *Der Deutsche Sozialstaat. Vom bismarckschen Erfolgsmodell zum Pflegefall*, 2. Aufl. Stuttgart 2003.

19 Große Regierungserklärung des Bundeskanzlers Schmidt, 17.5.1974; Bundeskanzler Schmidt zur Finanz- und Konjunkturpolitik, 17.9.1975; in: D-Dok; Hosen runter, Steuern rauf, in: *Der Spiegel*, 1975, Nr. 36. Vgl. Helmut Schmidt, *Menschen und Mächte*, Berlin 1987.

20 Bundeskanzler Schmidt zur Finanz- und Konjunkturpolitik, 17.9.1975; Bundeskanzler Schmidt zur Europapolitik, 8.4.1976, in: D-Dok. Vgl. Wolfgang Jäger/Werner Link, *Republik im Wandel, 1974–1982. Die Ära Schmidt*, Stuttgart 1987, S. 14–21.

und der sozialen Sicherheit garantieren zu können.²¹ Gewerkschaftler, Jusos und Linksintellektuelle griffen daher den »Spätkapitalismus« als ausbeuterisch an und verlangten eine Expansion der Nachfrage, Arbeitszeitverkürzung, öffentliche Schuldenaufnahme, Investitionslenkung und Lohnerhöhungen. Dagegen forderten Liberale, Manager und Wirtschaftswissenschaftler mehr »Mut zum Markt« durch eine stärkere Wettbewerbsorientierung, eine Förderung des regionalen Strukturwandels sowie eine Verbesserung der Leistungsanreize.²² Da in der sozialliberalen Koalition beide Positionen vertreten waren, erzwang der Wahlkampf von 1976 Formelkompromisse, ohne dass die grundsätzliche Richtung geklärt wurde.

Erst Mitte der 1970er Jahre wurde es Helmut Schmidt klar, dass es sich um einen »weltwirtschaftlichen Strukturwandel« handelte, der über die Verteuerung der Energiegrundlage hinausging. Aufgrund von Verschiebungen der internationalen Arbeitsteilung wären Strukturveränderungen hin zu höherwertigen Produkten in Zukunft unvermeidlich: »Sogenannte Billigpreisländer – wie etwa Hongkong, Korea oder Taiwan – treten zum Beispiel in Konkurrenz zu unserer Textilindustrie, mit teilweise bitteren Konsequenzen für die Arbeitnehmer in den heimischen Unternehmen«. Auch Forschungsminister Volker Hauff gab zu: »Dieser Strukturwandel hat in einzelnen Branchen, zum Beispiel in der Druck-, Uhren-, Textilindustrie und dem Schiffbau, und in Regionen wie der Saar, den Küstenländern und dem Ruhrgebiet tiefe Spuren hinterlassen und dort eine grundlegende Modernisierung notwendig erscheinen lassen.«²³ Auch wenn die Einbrüche nun als Strukturwandel benannt wurden, grenzten Politiker das Problem nach Branchen und Regionen ein, delegierten seine Messung an die Sozialstatistiker und weigerten sich, die Entwicklung zu dirigieren.

-
- 21 Alfred Mierzejewski, Ludwig Ehrhard. *Der Wegbereiter der Marktwirtschaft*, München 2005; Matthias Hochstätter, Karl Schiller. *Eine wirtschaftspolitische Biographie*, Hannover 2006. Vgl. auch Große Regierungserklärung des Bundeskanzlers Schmidt, 17.5.1974, in: D-Dok.
- 22 Wo der Geldschein Wahlzettel ist, in: *Der Spiegel*, 1974, Nr. 49; Ziel erkannt und dann drauf los, in: ebd., 1975, Nr. 48; Fehlt die Dimension Zukunft?, in: ebd., 1976, Nr. 41; Arbeitszeitverkürzung: Rettende Rechnung?, in: ebd., 1977, Nr. 5; Bittere Wahrheit, kein Konzept, in: ebd., Nr. 37. Vgl. Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik, *Wer wir sind*, www.memo.uni-bremen.de/memovorst.html; Hans Friderichs, *Mut zum Markt*, Stuttgart 1974.
- 23 Alte Nationalökonomie hilft nicht weiter, in: *Süddeutsche Zeitung (SZ)*, 24.6.1995; Große Regierungserklärung von Bundeskanzler Helmut Schmidt, 16.12.1976; Bundeskanzler Schmidt über Kernenergie und Energieeinsparung, 11.3.1977; Bundesminister Hauff über Technologie und Rationalisierung im Angestelltenbereich, 10.3.1979, in: D-Dok. Vgl. Der größte Härtetest für das System, in: *Der Spiegel*, 1974, Nr. 49.

Vor allem die zweite ›Ölkrise‹ von 1979 demonstrierte die Schwierigkeiten eines keynesianischen Ansatzes bei der Bewältigung des Strukturwandels. Obwohl das Recycling der Petrodollar in die Industrieländer die Konjunktur wiederbelebte, löste die nochmalige Verteuerung der Grundenergie durch den Ausfall des zweitgrößten Ölproduzenten Iran aufgrund der islamischen Revolution neue Ängste aus. Die Medien warnten: »Die fetten Jahre sind vorbei«. Kommentatoren rieten zu »Lohnverzicht«, und auch die Hoffnung auf »mehr Freizeit« konnte die allgemeinen Zukunftssorgen kaum kaschieren.²⁴ Da die Regierung aufgrund des amerikanischen Drucks, als »Lokomotive« für die europäische Wirtschaft zu agieren, schon 1977/78 Kredite aufgenommen hatte, war ihr Pulver bereits verschossen, als es gebraucht wurde. Deshalb musste der Kanzler 1981 zugeben: »Dabei sind gegenwärtig allgemeine Konjunkturprogramme zur Stimulierung der Nachfrage kein brauchbares Rezept«. Deswegen erkannten auch seine Getreuen wie Verteidigungsminister Hans Apel, dass mit einer Stärkung der Nachfrage der Strukturkrise nicht mehr beizukommen war.²⁵

Das positive Selbstbild der DDR blendete dagegen die strukturellen Probleme der Planwirtschaft offiziell aus. In einem Interview mit der »New York Times« charakterisierte Erich Honecker sein Land als »einen stabilen, modernen Industriestaat« und eine der »zehn führenden Industrienationen der Welt«. Im Kontrast zu der »wahrhaft menschlichen Ordnung« des Sozialismus erfahre der Kapitalismus seine »bisher schwerste internationale zyklische Überproduktionskrise«. Schon die Ablösung Walter Ulbrichts durch Honecker im Jahre 1971 jedoch signalisierte unter anderem einen Kurswechsel von industrieller Wachstumspolitik zu einer Konsum- und Sozialpolitik, die als Herrschaftssicherung gedacht war. Hinter der Rhetorik von der »Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik« als Strategie für krisenfestes Wachstum schimmerten bereits einige sich verschärfende Alltagsdefizite einer Mangelwirtschaft durch. Da die Sowjetunion ihre Öllieferungen kürzte, forderte der Fünfjahresplan für die 1980er Jahre größere Anstrengungen in der Rationalisierung, der Materialeinsparung und im Ausbau der Braunkohleförderung.²⁶

24 Ölversorgung: Konjunkturen der Angst, in: Der Spiegel, 1979, Nr. 8; Öl: Streit um die letzten Tonnen und Fässer, in: ebd., Nr. 24; Die fetten Jahre sind vorbei, in: ebd., 1980, Nr. 37; Einfach mehr Freizeit haben, in: ebd., Nr. 27; Verzicht zum Wohle der Nation?, in: ebd., 1981, Nr. 11.

25 Bundeskanzler Schmidt zur Lage der Nation vor dem Deutschen Bundestag, 9.4.1981; ders., Zur Lage der Nation und zur Regierungskoalition vor dem Deutschen Bundestag, 9.9.1982, in: D-Dok. Vgl. Die Helden sind ohne Ideen, in: Der Spiegel, 1981, Nr. 31; Hans Apel, Der Abstieg. Politisches Tagebuch 1978–1988, Stuttgart 1990.

26 Honecker Interview mit der New York Times, 22.11.1972; Honecker Bericht an das ZK der SED, 18.5.1976; Gesetz über den Fünfjahrplan für die Entwicklung der

Trotz lobenswerter Ausnahmen erkannten weder westdeutsche Politiker noch Medien das volle Ausmaß des in den 1970er Jahren einsetzenden Strukturwandels. Zwar stand die Textilindustrie schon lange unter Druck, und auch in anderen Branchen wie den Werften oder der Montanindustrie wurden Firmen geschlossen und Arbeitskräfte freigesetzt.²⁷ Auch in der Automobilproduktion ließ sich der Verlust der internationalen Führung nicht mehr verheimlichen, denn »die Japaner sind auf Sieg programmiert«. Schließlich machten spektakuläre Pleiten von Vorzeigefirmen negative Schlagzeilen: »Wat is denn, wenn die Mutter AEG absäuft?« Aber solche Einzelfälle konnten Managementfehlern angelastet werden.²⁸ Der Hauptgrund für die Wahrnehmungsblockade lag daher in dem konjunkturellen Denken und dem Glauben an die Globalsteuerung der sozialliberalen Koalition. Statt den tieferen Ursachen des Verlusts von Wettbewerbsfähigkeit sowie der technologischen Rationalisierung nachzugehen, überschattete die Fixierung auf den Konjunkturverlauf ein Verständnis der Folgen des Auslaufens fordistischer Massenproduktion für Wirtschaft und Gesellschaft.

Neoliberale Wende

Erst unter Helmut Kohl sprach die Bundesregierung den Strukturwandel offen an, da er die von ihr verkündete »geistig-moralische Wende« rechtfertigen half. Das »Scheidungs-papier« von Bundeswirtschaftsminister Otto Graf Lambsdorff interpretierte die »deutliche Vertrauenskrise« als Resultat von »tiefgreifenden gesamtwirtschaftlichen Veränderungen« und verlangte eine »Politik zur Überwindung der Wachstumsschwäche«. In seiner Regierungserklärung malte der neue Bundeskanzler Kohl die »Strukturkrise« der Weltwirtschaft in den schwärzesten Farben als Rechtfertigung für den Ruf: »Weg

Volkswirtschaft der DDR 1981–1985, 3.12.1981, in: D-Dok. Vgl. Hans-Hermann Hertle/Konrad H. Jarausch (Hg.), Risse im Bruderbund. Die Gespräche Honecker-Breshnew 1974–1982, Berlin 2006; Peter Hübner, 1970 und die Folgen: Sozialpolitisches Krisenmanagement im sowjetischen Block, in: Jarausch (Hg.), Das Ende der Zuversicht?, S. 261–278.

27 Michael Breitenacher, Textilindustrie. Strukturwandlungen und Entwicklungsperspektiven für die achtziger Jahre, Berlin 1981; Yves Meny/Vincent Wright (Hg.), The Politics of Steel: Western Europe and the Steel Industry in the Crisis Years (1974–1984), New York 1987; Klaus Werner Schatz/Frank Wolter, Structural Adjustment in the Federal Republic of Germany, Genf 1987, S. 138.

28 Die Japaner sind auf Sieg programmiert, in: Der Spiegel, 1980, Nr. 30; Wat is denn, wenn die Mutter AEG absäuft?, in: ebd., 1982, Nr. 32; Schwachstelle ist das Management, in: ebd. Vgl. Bauer, Ölpreiskrisen und Industrieroboter, und Peter Graf Kielmannseggs These der »Zukunftsvernachlässigung« in: Elke Seefried, Tagungsbericht: Die Bundesrepublik in den globalen Transformationsprozessen der siebziger und achtziger Jahre, München, 21.–23.3.2007, in: H-Soz-u-Kult, 17.5.2007, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1568>.

von mehr Staat, hin zu mehr Markt; weg von kollektiven Lasten, hin zur persönlichen Leistung; weg von verkrusteten Strukturen, hin zu mehr Beweglichkeit, Eigeninitiative und verstärkter Wettbewerbsfähigkeit«. Statt den Strukturwandel ängstlich zu bekämpfen, müsse man ihn gezielt vorantreiben. »Wir können den sozialen und technologischen Wandel unserer Zeit nur als leistungsfähiges Industrieland bewältigen.«²⁹ Kohl hielt das deutsche Modell für gesund genug, um durch eine Erneuerung der sozialen Marktwirtschaft und die Konsolidierung der öffentlichen Finanzen wieder Tritt zu fassen.

Während Gewerkschafter den technischen Fortschritt als Jobkiller verurteilten, sah die schwarz-gelbe Bundesregierung die neuen Technologien eher als Retter von Arbeitsplätzen. Obwohl die IG Metall in Folge von Rationalisierung eine »soziale Katastrophe« befürchtete, bezeichnete Postminister Christian Schwarz-Schilling die Mikroelektronik als den »größten Wachstumsbereich«, in dem Amerikaner und Japaner schon weit voraus seien. Auch Außenminister Hans-Dietrich Genscher währte Deutschland in der Zange zwischen der dortigen Entwicklung von Hochtechnologie und dem Verlust industrieller Arbeitsplätze an Schwellenländer. Die Technologiefeindlichkeit der von den Grünen inspirierten Jugend bereitete dem Staatssekretär im Bundesministerium für Bildung und Forschung, Albert Probst, Sorgen: »Wenn wir wieder Tritt fassen wollen, dann muss sich die Einstellung bei uns ändern«. Ähnlich argumentierte Kanzler Kohl, Arbeitsplätze würden am ehesten dort verloren gehen, »wo die Chancen der technischen Entwicklung am wenigsten genutzt wurden.«³⁰ Statt marode Branchen wie die Kohleförderung mit Subventionen zu erhalten, setzte die neue Regierung mehr auf Investitionen in Hochtechnologien wie Gentechnik und Computer, um Rückstände aufzuholen.³¹

29 Otto Graf Lambsdorff, Konzept für eine Politik zur Überwindung der Wachstumsschwäche und zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, 9.9.1982, in: Neue Bonner Depesche 9/82, S. 3ff.; Große Regierungserklärung des Bundeskanzlers Kohl vor dem Deutschen Bundestag, 13.10.1982 und 4.5.1983, in: D-Dok. Vgl. Ein Standort rechts von der Union, in: Der Spiegel, 1982, Nr. 38, und Frank Bösch, Die Krise als Chance: Die Neuformierung der Christdemokraten in den siebziger Jahren, in: Jarausch (Hg.), Das Ende der Zuversicht?, S. 296–309.

30 Uns steht eine Katastrophe bevor, in: Der Spiegel, 1978, Nr. 16; Bundesminister Schwarz-Schilling über Herausforderungen und Chancen der Neuen Medien, 31.8.1983; Bundesaußenminister Genscher: Die technologische Herausforderung, 13.12.1983; Albert Probst, Zukunftsperspektiven und Chancen durch moderne Technologien, 30.4.1984; Bundeskanzler Kohl: Das Erbe Ludwig Erhards – Herausforderung für die Wirtschaftspolitik, 4.2.1987, in: D-Dok.

31 Wir brauchen ein Apollo-Programm, in: Der Spiegel, 1983, Nr. 52, versus Wolfgang Sengebusch, Deutsche Industrie hält Welt-Spitzenstellung, in: ebd., 1984, Nr. 27.

Die Stagnation der ostdeutschen Planwirtschaft bildete ein weiteres Argument gegen eine staatliche Industrielenkung. Die Beendigung der seit 1963 durchgeführten marktwirtschaftlichen Experimente im ›Neuen Ökonomischen System der Planung und Lenkung‹ (NÖSPL) bedeutete 1971 eine Rückkehr zu sozialistischer Orthodoxie, denn der Slogan von der ›Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik‹ suggerierte eine Art von marxistischem Keynesianismus, der Wachstum durch Konsumanreize schaffen wollte: »Die SED geht davon aus, dass die schrittweise Verbesserung des Lebensniveaus aller Werktätigen hohe Leistungen in der sozialistischen Produktion und ein stabiles Wirtschaftswachstum erfordert«. Konkret baute Günter Mittag als verantwortlicher Sekretär des SED-Zentralkomitees für Wirtschaftsfragen mehr auf die Gründung von Kombinat »als Eckpfeiler der sozialistischen Planwirtschaft«, um durch Zusammenfassung eines gesamten Produktionsablaufs die Produktivität zu steigern. Die staatliche Planung setzte weiter darauf, »die Vorzüge des Sozialismus mit den Errungenschaften der Wissenschaftlich-Technischen Revolution eng zu verbinden«. Im Politbüro breitete sich jedoch langsam ein Krisenbewusstsein aus, denn die Praxis blieb in Bereichen wie Mikroelektronik weit hinter den andauernden Erfolgsmeldungen zurück.³²

Die durch kumulative Enttäuschungen hervorgerufene Abkehr von Keynes manifestierte sich demgegenüber im Westen vor allem in den Jahresgutachten des Sachverständigenrats zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung. Während der ersten ›Ölkrise‹ zeigten sich die auf Globalsteuerung eingeschworenen Wirtschaftsweisen ziemlich ratlos, da sie zu Verbrauchskürzungen und zu gleichzeitiger Stabilisierung wie Expansion rieten. Auch im ›Lokomotivprogramm‹ von 1977/78 sahen sie noch ein probates Mittel, durch staatliche Impulse »die gesamtwirtschaftliche Nachfrage anzuregen«. ³³ Aber da staatliche Gelder nicht wieder eingesetzt werden konnten, ohne die Stabilität der Währung zu gefährden, konstatierten sie in der zweiten ›Ölkrise‹ ohnmächtig das Ende der Stimulierungspolitik. Stattdessen plädierten die Gutachter im Herbst 1982 für die »Bereinigung von Strukturfehlern« und die Notwendigkeit, »einen entsprechend raschen Struk-

32 Programm der SED, angenommen auf dem IV. Parteitag vom 18. bis 22. Mai 1976; Gesetz über den Fünfjahrplan für die Entwicklung der Volkswirtschaft der DDR 1981–1985; Die Industrie der DDR in der ersten Hälfte der 80er Jahre, 4.4.1986; Erich Honeckers Bericht des ZK der SED an den XI. Parteitag, 17.4.1986, in: D-Dok. Vgl. Die Partei, die den Schnittlauch verteilt, in: Der Spiegel, 1982, Nr. 4.

33 Sachverständigenrat, Zu den gesamtwirtschaftlichen Auswirkungen der Ölkrise, Sondergutachten 17.12.1973; ders, Vollbeschäftigung für Morgen, Jahresgutachten 1974/75; Mehr Wachstum und mehr Beschäftigung, Jahresgutachten 1977/78. Vgl. Alexander Nützenadel, Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Politik und Expertenkultur in der Bundesrepublik 1949–1974, Göttingen 2005.

turwandel zu akzeptieren und bewerkstelligen«. Ihr auf der Sorge vor dem Verlust internationaler Wettbewerbsfähigkeit basierendes neues Mantra hieß daher, es seien »allgemein die Angebotsbedingungen in der Volkswirtschaft weiter zu verbessern«. ³⁴

Die Politik einer ›marktwirtschaftlichen Erneuerung‹ stieß jedoch auf scharfe Ablehnung der Linken, die ihre materiellen und ideellen Interessen bedroht sahen. So behaupteten die vom technischen Fortschritt verunsicherten Gewerkschaften, dass wegen der Rationalisierung die Arbeit ausgehe, die Arbeitszeit also durch Verkürzungen umverteilt werden müsse: »Wenn wir die Auseinandersetzung um die 35-Stunden-Woche nicht durchstehen, können wir uns für die nächsten Jahrzehnte von der politischen Bühne der Bundesrepublik verabschieden«. ³⁵ Die nachfrageorientierten Ökonomen griffen den »Irrweg des Neoliberalismus« an, verteidigten den Standort Deutschland, machten die Stabilitätspolitik der Bundesbank für die Arbeitslosigkeit verantwortlich und hielten an der Ausweitung der Sozialpolitik fest. Das Grundsatzprogramm der SPD vom 20. Dezember 1989 forderte daher eine »30-Stunden-Woche als Regel«, Humanisierung der Arbeit, »Neuordnung der Weltwirtschaft« und einen »ökologischen Umbau der Industriegesellschaft«. Auch die Grünen verlangten einen »völligen Umbruch unseres kurzfristig orientierten wirtschaftlichen Zweckdenkens«, um die natürlichen Lebensgrundlagen zu sichern. ³⁶ Der Arbeitnehmerflügel der CDU sympathisierte ebenfalls mit diesen Ideen.

Argumentativen Flankenschutz erhielten die Neoliberalen in der Wirtschaft und FDP jedoch von einer Reihe von jüngeren Publizisten, deren prominentester der Historiker Paul Nolte war. »Angesichts der schweren Krise, in der Deutschland steckt, wacht eine fast schon verloren geglaubte Generation wieder auf und erkennt, dass sie die Verantwortung für ihre eigene Zukunft übernehmen muss«. Diese Kommentatoren beklagten einen »deutschen Reformstau«, einen »politischen Stillstand« und eine »Unfähigkeit zum Wandel«, die seit zwei Jahrzehnten die Republik blockiert hätten. In einer Art Generationsmanifest forderten sie daher eine radikale Umkehr zu einer

34 Sachverständigenrat, Unter Anpassungszwang, Jahresgutachten 1980/81; ders. Investieren für mehr Beschäftigung, Jahresgutachten 1981/82; Gegen Pessimismus, Jahresgutachten 1982/83. Vgl. James, Rambouillet, S. 172.

35 So der IG Metall-Streik für die 35-Stunden-Woche, »Durchstehen, sonst können wir uns abmelden«, in: Der Spiegel, 1984, Nr. 22. Hierzu s. die unterschiedlichen Standpunkte in Jürgen Kocka/Claus Offe (Hg.), Geschichte und Zukunft der Arbeit, Frankfurt a.M. 2000.

36 Arbeitsgruppe Alternativer Wirtschaftspolitik, Memorandum 2007, <http://www.memo.uni-bremen.de/memovorst.html>. Vgl. Scharpf, Sozialdemokratische Krisenpolitik in Europa, passim; Oskar Lafontaine, Das Herz schlägt links, München 1999, S. 46–58; Berliner Grundsatzprogramm der SPD, 20.12.1989, in: D-Dok.

anderen Moderne: »Wir brauchen eine neue bürgerliche Gesellschaft, in der die Einzelnen, getragen von der Gemeinschaft, Verantwortung übernehmen und zu einer selbständigen Lebensführung befähigt werden«. Der ausufernde Sozialstaat sei nicht nur unbezahlbar, sondern auch moralisch korrumpierend, da er seine Klienten infantilisiere.³⁷ Diese bürgerliche Reformrhetorik war eine deutliche Absage an die Agenda der 1968er.

Obwohl von Intellektuellen wenig ernst genommen, folgte Helmut Kohl mit seiner Krisenbekämpfung einer ähnlichen neoliberalen Linie. Sein ideeller Ausgangspunkt war der Ruf nach einem Mentalitätswechsel zurück zu Bürgertugenden: »Die Frage der Zukunft lautet, wie sich Freiheit, Dynamik und Selbstverantwortung neu entfalten können«. Ebenso war er zu »schmerzlichen Einschnitten« bereit, befürwortete also Leistungskürzungen und Subventionsabbau, um den Haushalt zu konsolidieren. Schließlich bejahte er den »notwendigen Umbau der deutschen Wirtschaft« zur Rückgewinnung der Wettbewerbsfähigkeit. Statt moderne Technologien zu verteufeln, unterstützte die schwarz-gelbe Koalition ihre weitere Entwicklung.³⁸ Gleichzeitig setzte sie auf die »Privatisierung öffentlicher Unternehmen« wie Bahn und Post, auf die »Senkung der Steuerbelastung für Unternehmen und Private« sowie auf die Reduzierung der Staatsquote durch »Konsolidierung der öffentlichen Haushalte«. Auch wenn der Widerstand des Arbeitnehmerflügels in der CDU sowie der SPD-Mehrheit im Bundesrat drastischere Einschnitte verhinderte, gewann die Wirtschaft durch diese moderate Angebotspolitik ihre Wachstumsdynamik wieder zurück.³⁹

Gleichzeitig schlitterte die DDR-Planwirtschaft in Agonie. Honecker berauschte sich an Erfolgsstatistiken, ohne deren illusionären Charakter wahrhaben zu wollen. Seine Fixierung auf die »erneute Massenarbeitslosigkeit, soziale Unsicherheit, Obdachlosigkeit und Armut« des Kapitalismus blockierte eine Auseinandersetzung mit den realen Problemen des Sozialismus: Die Reduzierung der sowjetischen Öllieferungen und Angleichung an

37 Paul Nolte, *Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik*, München 2004, S. 8–31. Vgl. auch Anm. 2 sowie: Das ist der Weg zurück ins 19. Jahrhundert, in: *Der Spiegel*, 1985, Nr. 16.

38 Große Regierungserklärung des Bundeskanzlers Kohl vor dem deutschen Bundestag, 13.10.1982 und 4.5.1983; Bundesminister Schwarz-Schilling über Herausforderungen und Chancen der Neuen Medien, 31.8.1983, in: *D-Dok*; Helmut Kohl, *Erinnerungen 1982–1990*, München 2005, S. 52–54. Vgl. Aus dem Keller zur ersten Etage, in: *Der Spiegel*, 1983, Nr. 12.

39 Wirtschaftsminister Bangemann im Deutschen Bundestag zum Jahreswirtschaftsbericht 1985, 7.2.1985; Bundeskanzler Kohl über Preisstabilität, Wirtschaftswachstum und Beschäftigung, 16.10.1985; Bundesminister Bangemann über Strategien für die Weltinformationsgesellschaft, 17.9.1987, in: *D-Dok*. Vgl. Andreas Wirsching, *Abschied vom Provisorium, 1982–1990*, München 2006; *Wieder fit*, in: *Der Spiegel*, 1986, Nr. 1.

die Weltmarktpreise untergruben die Handelsbasis der DDR, weil sie ihre Westimporte weitgehend durch Export von veredelten Erdölprodukten finanzierte. Um das durch subventionierte Preise für den Grundbedarf garantierte Lebensniveau der Bevölkerung zu erhalten, blieb der SED nur die Möglichkeit, sich durch Milliardenkredite der Bundesrepublik und den Ausverkauf von Wertgegenständen über Alexander Schalck-Golodkowski zahlungsfähig zu zeigen. Der Fehlschlag der gigantischen Investitionen in die Entwicklung der Mikroelektronik war der letzte Schritt in den Ruin. Es blieb dem neuen DDR-Ministerpräsidenten Hans Modrow nichts anderes übrig, als am 17. November 1989 den Bankrott der DDR zuzugeben, denn »die Volkswirtschaftspläne wurden nicht sauber bilanziert.«⁴⁰

Der Bedeutungswandel des Schlüsselbegriffs ›Reform‹ signalisiert den graduellen Verlust der linken Deutungshoheit in sozio-ökonomischen Fragen. Unter dem sozialliberalen Kanzler Willy Brandt war das Schlagwort der ›notwendigen Reformen‹ eine Chiffre für die Modernisierung des Bildungswesens und den Ausbau des Sozialstaats zur Erhöhung von Chancen und Gerechtigkeit gewesen. Zwar behauptete Helmut Schmidt, dass »kein Abschied von der Reformpolitik« geplant sei, aber er stellte die »gesellschaftsreformerischen Vorhaben« unter Finanzierungsvorbehalt und ersetzte den Glauben an die Planbarkeit des Fortschritts durch Krisenmanagement.⁴¹ Anfangs vermied Helmut Kohl daher den Begriff ›Reform‹, seine Versuche, die soziale Marktwirtschaft zu redynamisieren, verlangten jedoch erhebliche Veränderungen – in umgekehrter Richtung der Verringerung der Staatstätigkeit. Mit der Zeit begann auch er über »große Reformvorhaben« wie »Steuerreform«, »Gesundheitsreform«, »Rentenreform« oder »Postreform« zu reden, wodurch der Begriff einen negativen Klang von höherer Kostenbeteiligung, Arbeitszeitverlängerung und Beschneidung von Leistungen erhielt.⁴²

40 Erich Honecker zum 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus, 4.4.1985; ders., Bericht des ZK der SED an den XI. Parteitag der SED, 17.4.1986; Große Regierungserklärung des Ministerpräsidenten Modrow vor der 12. Tagung der Volkskammer der DDR, 17.11.1989, in: D-Dok. Vgl. Hans Modrow, *Ich wollte ein neues Deutschland*, Bonn 1998; André Steiner, *Von Plan zu Plan. Eine Wirtschaftsgeschichte der DDR*, München 2004.

41 Regierungserklärung des Bundeskanzlers Brandt vor dem Deutschen Bundestag, 18.1.1973; Bundeskanzler Schmidt zur Finanz- und Konjunkturpolitik, 17.9.1975, in: D-Dok. Vgl. auch Peter Merseburger, *Willy Brandt. Visionär und Realist*, Stuttgart 2002, und Hartmut Soell, *Helmut Schmidt. Vernunft und Leidenschaft*, München 2003.

42 Große Regierungserklärung des Bundeskanzlers Kohl vor dem Deutschen Bundestag vom 13.10.1982 und 4.5.1983; Bundeskanzler Kohl: *Das Erbe Ludwig Erhards – Herausforderung an die Wirtschaftspolitik*, 4.2.1987; Regierungserklärung des Bundeskanzlers Kohl zum Arbeitsprogramm und zu den Perspektiven für die neunziger Jahre, 27.4.1989, in: D-Dok.

Da sie den »Strukturwandel als bleibende Herausforderung« verstand, propagierte die Kohlsche Wende die Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit durch Liberalisierung. Unterstützt wurde dieser Kurswechsel dadurch, dass die von der FDP geführten Neoliberalen unter den Ökonomen und Journalisten die Diskurshegemonie zurückgewannen. Auch Druck der Brüsseler Politik zur Vereinheitlichung des europäischen Binnenmarktes verstärkte die Akzentverschiebung von Solidarität zu Wettbewerb.⁴³ Die Keynesianer in den Gewerkschaften, der Mehrheit der SPD und dem Arbeitnehmerflügel der CDU leisteten hinhaltenden Widerstand gegen eine allzu große Beschneidung des Sozialstaats. Im Vergleich zu dem radikalen Richtungswechsel in Großbritannien fielen deshalb in Deutschland neoliberale Maßnahmen der »Steuersenkung« sowie »Stärkung der Marktkräfte, Privatisierung und Deregulierung« moderater aus. Dennoch waren diese Maßnahmen bis Herbst 1989 erfolgreich genug, dass die Wirtschaft wieder um 4 Prozent jährlich wuchs, die Zahl der Erwerbstätigen einen neuen Rekord erreichte und die Realeinkommen deutlich zunahmen.⁴⁴

Doppelter Veränderungsdruck

Der Kollaps des Kommunismus und die Verschärfung des internationalen Wettbewerbs stellten das System der Bundesrepublik in den 1990er Jahren vor eine noch härtere Bewährungsprobe. Aufgrund der tiefen Brüche der Weltkriege, Wirtschaftskrisen und Systemwechsel hatte sich ein verständliches Sicherheitsbedürfnis gebildet, das mehr auf Stabilität als auf Flexibilität setzte. Die komplexen Arrangements des Föderalismus erschwerten eine schnelle Entscheidungsfindung, vor allem bei konträren Mehrheiten in Bundestag und Bundesrat. Ebenso erzwangen neokorporative Formen der Konsensbildung durch Einbindung von zahlreichen Vetospielern in den Entscheidungsprozess immer wieder Formelkompromisse, die durchgreifende Politikwechsel verhinderten. Auch die Tendenz zur Verrechtlichung und Überregulierung behandelte Konflikte als Angelegenheiten feststehender Rechtsprechung und Verwaltung statt als Aufgabe veränderbarer politischer Willensbildung.⁴⁵ Diese zahlreichen Hemmnisse warfen die Frage auf, ob das

43 Bundeskanzler Kohl: Das Erbe Ludwig Erhards – Herausforderung an die Wirtschaftspolitik, 4.2.1987; *Leben wir in einer anderen Republik?*, in: *Der Spiegel*, 1985, Nr. 32.

44 Bundeskanzler Kohl: *Europas Zukunft – Vollendung des Binnenmarktes 1992*, 15.3.1989; Bundesfinanzminister Waigel vor der Jahresversammlung des IWF und der Weltbank, 27.9.1989; Bundesminister Blüm zur Wirtschafts- und Beschäftigungspolitik, 28.9.1989, in: *D-Dok. Vgl. Ein Fausthieb ins Gesicht der Malocher*, in: *Der Spiegel*, 1987, Nr. 7.

45 Wolfgang Merkel, »Durchregieren?« Reformblockaden und Reformchancen in Deutschland, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Zukunftsfähigkeit Deutschlands*. Sozialwissen-

Land gegenüber der doppelten Herausforderung von Vereinigung und Globalisierung überhaupt noch handlungsfähig sein würde.

Das erneute Wirtschaftswachstum ließ zunächst die präzedenzlose Aufgabe der Umstellung einer bankrotten Plan- auf eine florierende Marktwirtschaft als lösbar erscheinen. Nach dem Wahlsieg vom März 1990 formulierte DDR-Ministerpräsident Lothar de Maizière unmissverständlich: »Die wirtschaftspolitische Zielsetzung der Koalitionsregierung besteht darin, die bisherige staatlich gelenkte Kommandowirtschaft auf eine ökologisch orientierte soziale Marktwirtschaft umzustellen«. Bundesfinanzminister Theo Waigel sah als »die entscheidende Grundlage für die Wiedervereinigung« durch die Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion »die Fortsetzung des lang anhaltenden Wachstumsprozesses«. Gegen linke Skeptiker wie kritische Ökonomen verbreitete Kanzler Kohl Optimismus: »Wann je waren wir wirtschaftlich besser gewappnet für die Gemeinschaftsaufgabe der deutschen Einheit als heute?« Nur sollten die Kosten der gleichzeitigen Sanierung und Transformation hauptsächlich aus Krediten und Sozialabgaben finanziert werden, um das westdeutsche Wahlvolk nicht zu verschrecken.⁴⁶ Anfangs schien diese Strategie mit dem Vereinigungsboom auch aufzugehen.

Bei dem »schwierigen Übergang von der sozialistischen Kommandowirtschaft zur Sozialen Marktwirtschaft« machte Kohl jedoch wegen mangelnder Kenntnisse, Rücksicht auf Wähler und Druck von Interessengruppen gravierende Fehler. Die Aufwertung der Ostmark um 340 Prozent durch den überhöhten Umtauschkurs erfüllte zwar Konsumwünsche, trieb aber viele Betriebe in den Ruin. Die schnelle Lohnangleichung an das Westniveau trotz geringerer Produktivität behinderte zudem die Wettbewerbsfähigkeit der Ostprodukte durch ihre Überteuerung. Gleichzeitig zerstörte die überstürzte, gewinnorientierte Privatisierung durch die Treuhand industrielle Kerne, ohne sie durch Strukturpolitik in wettbewerbsfähige Formen zu überführen. Statt »blühender Landschaften« produzierte diese Politik eine Massenarbeitslosigkeit, deren Folgen die Sozialkassen strapazierten. Der Transferbedarf in Milliardenhöhe überstieg bald die Mittel von »Aufschwung Ost« und erforderte einen langfristigen Solidarpakt, dessen Aufschlag auf die Lohnsteuer wiederum das Wachstum dämpfte. Auch wenn die Erneuerung der Infra-

schaftliche Essays (WZB-Jahrbuch 2006), Berlin 2007, S. 27–45; vgl. Volker R. Berghahn/Sigurt Viols (Hg.), Gibt es einen deutschen Kapitalismus? Tradition und globale Perspektiven der sozialen Marktwirtschaft, Frankfurt a.M. 2006.

46 Große Regierungserklärung des Ministerpräsidenten der DDR de Maizière, 19.4.1990; Rede von Bundesfinanzminister Theodor Waigel über den Vertrag einer Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion, 23.5.1990; Fernsehansprache des Bundeskanzlers Kohl zum Inkrafttreten der Währungsunion, 1.7.1990, in: D-Dok. Vgl. Sachverständigenrat, Auf dem Wege zur wirtschaftlichen Einheit Deutschlands, Jahresgutachten 1990/91, S. 2–23.

struktur unumgänglich war, flossen mehr Mittel in den Konsum als in Investitionen.⁴⁷

Die ernüchternde Rezession von 1993 zwang die liberalkonservative Koalition daher zu weiteren Anstrengungen zur »Sicherung des Standortes Deutschland«. Da Kohl den Einbruch der Konjunktur als Resultat von »zu lange aufgestauten Strukturproblemen« verstand, forderte er: »Wir stehen jetzt in einer Situation, in der längst überfällige Korrekturen in vielen Bereichen von Wirtschaft und Gesellschaft vorgenommen werden müssen«. Das CDU-Grundsatzprogramm von 1994 verlangte deswegen eine Verbesserung der »Wettbewerbsfähigkeit des Wirtschaftsstandortes Deutschland« durch »deregulieren, entbürokratisieren und privatisieren«.⁴⁸ Die anschließende Initiative »für mehr Wachstum und Beschäftigung« setzte auf »echte, durchgreifende Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft, um mehr Wachstumsdynamik zu ermöglichen«, also auf Steuersenkung, Reduzierung der Lohnnebenkosten und Beschneidung einiger Sozialleistungen. Auch Bundespräsident Roman Herzog forderte einen grundlegenden Mentalitätswandel: »Durch Deutschland muss ein Ruck gehen«.⁴⁹ Der SPD-Widerstand im Bundesrat verhinderte jedoch einen radikaleren Richtungswechsel.

Obwohl der Strukturwandel schon ein Vierteljahrhundert im Gange war, tauchte der Begriff der »Globalisierung« erst im Jahr 1996 in der Diskussion auf. Zwar konzidierten Ökonomen und Unternehmer die Unausweichlichkeit der internationalen Wettbewerbsverschärfung, sie sahen aber auch neue Exportmöglichkeiten, wenn sich das Land für Veränderungen wie mehr Innovation, größere Selbständigkeit und flexiblere Arbeitsordnung offen zeige. Ähnlich betonten Forschungsminister Jürgen Rüttgers (CDU) und Wirtschaftsminister Günter Rexrodt (FDP) die positiven Aspekte der Herausforderung. »Wir können uns dem Prozess der Globalisierung nicht entziehen.

47 Große Regierungserklärung des Bundeskanzlers Kohl vor dem Deutschen Bundestag in Bonn, 4.10.1990; Gemeinschaftswerk Aufschwung-Ost, 8.3.1991; Klausurtagung zum Solidarpakt, 11.–13.3.1993; Bundesfinanzminister Waigel: Bilanz der Treuhandanstalt – Beitrag zur Einheit Deutschlands, 8.12.1994; Bundeskanzler Kohl: Der Aufbau Ost gewinnt klare Konturen, 18.5.1995, in: D-Dok. Vgl Sinn, Ist Deutschland noch zu retten?

48 Bundeskanzler Kohl zum Solidarpakt als Grundlage für die Sicherung des Standortes Deutschland, 25.3.1993; Bundeskanzler Kohl über Zukunftssicherung und Bereitschaft zu wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Wandel, 6.2.1994; Grundsatzprogramm der CDU Deutschlands: »Freiheit in Verantwortung«, 21.–23.2.1994, in: D-Dok.

49 Bundeskanzler Kohl zum Programm für mehr Wachstum und Beschäftigung, 26.4.1996; Bundeskanzler Kohl: Gemeinsame Verantwortung für mehr Beschäftigung in Deutschland, 31.1.1997; »Berliner Rede« des Bundespräsidenten Herzog: Aufbruch ins 21. Jahrhundert, 26.4.1997; Der SPD-Vorsitzende Lafontaine in Berlin über die Globalisierung und den Wirtschaftsstandort Deutschland, 25.6.1997, in: D-Dok.

Wir müssen vielmehr die Chancen nutzen, die aus ihr entstehen«. ⁵⁰ Vor allem Manager wie der Vorstandsvorsitzende von DaimlerChrysler, Jürgen Schrempp, priesen die Vorteile weltweiter Kapitaltransfers, intensiveren Handels und vernetzter Kommunikation: »Unseren zukünftigen Wohlstand gewinnen wir nicht durch Wahrung unseres Besitzstandes, sondern nur durch eine Öffnung der Märkte«. Sensibler für die Sorgen der Bürger, rief Bundespräsident Johannes Rau dagegen dazu auf, »die Globalisierung politisch [zu] gestalten«. ⁵¹

Wie auf die globale Herausforderung zu reagieren sei, löste in Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik eine scharfe Kontroverse aus, bei der es um die Grundrichtung der Wirtschafts- und Sozialpolitik des vereinigten Deutschlands ging. Vor allem der SPD-Vorsitzende Oskar Lafontaine artikulierte diffuse Ängste vor den Folgen der Wettbewerbsverschärfung, indem er vor einem »Kostensenkungswettlauf« warnte: »Die Globalisierung darf nicht zu einer Erosion der sozialen Sicherungssysteme führen.« Die Gegengutachten der Keynesianer aus der »Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik« zu den neoliberalen Stellungnahmen der Wirtschaftsweisen betonten die Stärken des Standorts Deutschland und verlangten »deutlich höhere Löhne und Gehälter« sowie »den Ausbau öffentlicher Investitionen« zur Stärkung der Binnennachfrage, um endlich die durch die Vereinigungskrise auf vier Millionen verdoppelte Arbeitslosigkeit zu reduzieren. Getrieben von Ängsten vor »Sozialabbau« schlug eine diffuse Bewegung von Globalisierungsgegnern, die von den Gewerkschaften bis zu ATTAC reichte, eine stärkere Regulierung transnationaler Finanzströme vor. ⁵² Die Linke reagierte also defensiv auf die Bedrohung von außen und suchte vermeintliche Gefahren abzuwehren.

50 Globalisierung gefährdet den Standort Deutschland nicht, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 12.1.1996; Deutschland muss sich der Globalisierung stellen, in: SZ, 1.2.1996; Bundesminister Rüttgers über Chancen der Globalisierung, 2.12.1997; Bundeswirtschaftsminister Rexrodt: Globalisierung der Wirtschaft – Herausforderung und Chance, 27.1.1998, in: D-Dok. Vgl. Osterhammel/Peterson, Geschichte der Globalisierung, S. 111–115.

51 Der Vorstandsvorsitzende von DaimlerChrysler Schrempp zur Globalisierung beim 7. Jahreskolloquium der Alfred Herrhausen Gesellschaft in Berlin, 2.7.1999; »Berliner Rede« des Bundespräsidenten Rau: Chance, nicht Schicksal – die Globalisierung politisch gestalten, 13.5.2002, in: D-Dok. Vgl. Daniel Cohen, Globalization and its Enemies, Cambridge 2006, und Anthony Giddens, Europe in the Global Age, Cambridge 2007.

52 Der SPD-Vorsitzende Lafontaine in Berlin über Globalisierung und den Wirtschaftsstandort Deutschland, 25.6.1997, in: D-Dok; Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik, Memorandum 2007. Vgl. Oskar Lafontaine/Christa Müller, Keine Angst vor der Globalisierung. Wohlstand und Arbeit für alle, Bonn 1998, S. 12–28.

Dagegen sahen die Neoliberalen die Globalisierung als Chance zur überfälligen Erneuerung eines festgefahrenen Systems. Der Soziologe Ulrich Beck betonte die mentale Seite: »Wir alle müssen über den Tellerrand unserer Selbstverständlichkeiten schauen und uns neu orientieren in den stürmischen Winden der einen Welt.« Zwar hatten Firmen wie die SGL Carbon AG wenig Schwierigkeiten damit, ihre Produktion in andere Länder zu verlagern: »Wer in Europa Arbeitsplätze sichern will, der muss weltweit präsent sein und vor Ort die regionale Dynamik der Märkte beeinflussen«. Aber für die Volkswirtschaft als Ganzes schien der Standort Deutschland wegen zu hoher Lohnkosten, steigender Sozialbeiträge und seines rigiden Arbeitsmarkts unattraktiv zu werden. Daher forderten die Vertreter von Privatbanken »zum Erhalt der deutschen Wettbewerbsfähigkeit tief greifende Reformen in der Steuer- und Sozialpolitik«. ⁵³ Auch der Sachverständigenrat schlug »eine Politik nachhaltiger Reformen« vor, »die den Schwächen auf der Angebotsseite begegnet«. Neoliberale wie die »Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft« verlangten: »Die Teufelsspirale, in der unser Land seit nunmehr drei Jahrzehnten gefangen ist, muss mit einem Befreiungsschlag durchbrochen werden«. ⁵⁴

Die 1998 gewählte rot-grüne Bundesregierung konnte sich jedoch nur schwer zur Fortführung weiterer Reformen durchringen, da sich diese gegen eigene Überzeugungen und Interessen richteten. Das SPD-Grundsatzprogramm von 1989 pries die Arbeitszeitverkürzung noch als »Beitrag zur Vollbeschäftigung«, und der Koalitionsvertrag verlangte, »dass unsoziale Einschnitte bei den Arbeitnehmerschutzrechten korrigiert werden«. Erst nach Lafontaines Rücktritt versuchte Bundeskanzler Gerhard Schröder die Gegensätze von Solidarität und Wettbewerbsfähigkeit im Symbol des »dritten Wegs« miteinander zu verbinden. ⁵⁵ Dabei verbrämte er die notwendige Anpassung an den »tief greifenden Strukturwandel« als »ökologische Modernisierung«, wollte also nicht nur den Haushalt durch Einsparungen ausglei-

53 Ulrich Beck, Fit für die Verteidigung. Die Globalisierung und der Standort Deutschland, in: SZ, 8.2.1996; Der Globalisierung kann sich niemand entziehen. »Ohne Globalisierung gäbe es uns auch in Deutschland nicht mehr«, in: FAZ, 6.10.1997; Privatbanken fordern Kehrtwende bei Steuern und Sozialsystem. Globalisierung in Deutschland zu wenig bedacht, in: Associated Press, 27.10.1997; Sachverständigenrat, Reformen voranbringen, Stuttgart 1996, S. 10–16.

54 Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft (INSM), INSM-Wachstumsmanifest; Gabor Steingart, Weltkrieg um Wohlstand. Wie Macht und Reichtum neu verteilt werden, München 2006, S. 289–370; Sinn, Ist Deutschland noch zu retten?, S. 525–554.

55 Grundsatzprogramm der SPD auf dem Leipziger Parteitag am 17.4.1998; Koalitionsvereinbarung zwischen SPD und den Grünen vom 20.10.1998; Der designierte Bundesfinanzminister Lafontaine vor dem ao. Parteitag der SPD, 25.10.1998; Bundeskanzler Schröder: Ökonomische Vernunft mit sozialer Gerechtigkeit verbinden, 2.11.1998, in: D-Dok. Vgl. Matthias Geyer/Dirk Kurbjuweit/Cordt Schnibben, Operation Rot-Grün. Geschichte eines politischen Abenteuers, München 2005.

chen, sondern die Umwelt durch Einführung der Ökosteuer schützen. Die Rezession nach dem Kollaps des Neuen Markts von 2001 zwang die Regierung, endlich zu handeln und durch Umgehung der Interessenverbände in Expertenkommissionen die Blockade teilweise zu brechen. Aufgrund solcher Ratschläge wurde »die Bundesanstalt für Arbeit zu einem echten Arbeitsmarktserviceinstrument« umgewandelt, und 2003 verkündete Schröder eine noch drastischere »Agenda 2010«, die die Arbeitslosigkeit durch Absenken der Unterstützung und Stärkung von Sanktionen verringern sollte.⁵⁶

Die aus dem Patt bei vorgezogenen Neuwahlen hervorgegangene Große Koalition hat bisher von der Möglichkeit zu Strukturreformen nur begrenzt Gebrauch gemacht. Der prononciert neoliberale Wahlkampf von Bundeskanzlerin Angela Merkel fand wenig Resonanz bei den Wählern, während die sozialprotektionistische Kampagne von Schröder die SPD vor dem Absturz bewahrte. Trotz der Ankündigung, die »Mehrheit für strukturelle Reformen in Deutschland zu nutzen«, war das Resultat eine »Politik der kleinen Schritte«. Nach Meinung des Sachverständigenrats wurde »die durch den Regierungswechsel gebotene Chance, auf wichtigen wirtschaftspolitischen Feldern zügig voranzukommen, unzureichend genutzt«. Zwar wurde das Rentenalter auf 67 angehoben, die föderalen Zuständigkeiten neu geordnet und ein Elterngeld eingeführt, aber in den weiteren Fragen fuhr die Regierung einen »Zick-Zack-Kurs«. Der überraschende wirtschaftliche Aufschwung, die gestiegenen Steuereinnahmen und die sinkenden Arbeitslosenzahlen in den Jahren 2006/07 nahmen den Reformdruck von der Politik.⁵⁷

Die Ideologisierung der Auseinandersetzung um die Fortsetzung von Reformen hat eine eingehende Würdigung der erheblichen Anpassungsleistungen nach 1990 verstellt. Weder ist es, wie von den Linken befürchtet, zu einem großen »Sozialabbau« gekommen, noch hat sich der von den Rechten behauptete »Reformstau« als unüberwindlich erwiesen. Schon die Systemtransformation ostdeutscher Bürger vom realen Sozialismus zur Marktwirtschaft war erstaunlich, auch wenn sie von westdeutschen Steuerzahlern finanziert wurde. Trotz aller Probleme ist, wie die Wachstumskerne zeigen,

56 Bundesumweltminister Trittin: Ökologische Modernisierung schafft Arbeitsplätze, 21.10.1999; Bundeskanzler Schröder in der Haushaltsdebatte, 4.12.2002; Agenda 2010. Regierungserklärung des Bundeskanzlers Schröder vor dem Deutschen Bundestag, 14.3.2003; Bundesminister für Wirtschaft und Arbeit Clement zum Gesetzentwurf der Reformen am Arbeitsmarkt vor dem deutschen Bundestag, 26.6.2003, in: D-Dok. Vgl. Gerhard Schröder, Entscheidungen. Mein Leben in der Politik, Hamburg 2006, und Christine Trampusch, Sozialpolitik nach Hartz IV, Ms Köln 2005.

57 »Gemeinsam für Deutschland – mit Mut und Menschlichkeit«. Koalitionsvertrag zwischen CDU, CSU und SPD, 11.11.2005, S. 10–14, in: D-Dok; Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, Widerstreitende Interessen – ungenutzte Chancen, Jahresgutachten 2006/07, S. 1–30. Vgl. auch Merkel, »Durchregieren?«.

kein Mezzogiorno entstanden, sondern man »kann über viele gelungene Aufbauleistungen nur staunen«. ⁵⁸ Daneben haben auch erhebliche Veränderungen im Zuge der Globalisierung stattgefunden. Nicht nur sind einzelne Firmen hervorragend im internationalen Wettbewerb platziert, sondern es »ist, wenn auch mit sehr großen Verspätungen, die Einsicht zum Durchbruch gekommen, dass wir auf das Dringendste darauf angewiesen sind, Reformen durchzusetzen«. Der Lohn dafür war die Rückkehr des wirtschaftlichen Aufschwungs: »Deutschland überrascht uns sehr positiv – knapp drei Prozent Wachstum im vergangenen Jahr!« ⁵⁹

Erzwungene Liberalisierung

Unerwartete Entwicklungen zwischen 1973 und 2003 erzwangen ein böses Erwachen aus dem »kurzen Traum immerwährender Prosperität«. Was zunächst wie eine Verkettung von widrigen Umständen aussah, die durch Festhalten an den im Boom bewährten Praktiken bald überwunden werden würde, entpuppte sich als ein hartnäckiger Problemkomplex, der nicht weichen wollte. Die Verflüssigung der Währungsparitäten, Verteuerung der Energiegrundlage, Wiederkehr von Inflation, Überhöhung der Löhne, Verbreitung von technischen Innovationen und Verschärfung des Wettbewerbs mit Schwellenländern beendeten das quasi-automatische Wirtschaftswachstum, belasteten den Sozialstaat und strapazierten die öffentlichen Haushalte. Bei dem dahinterstehenden Übergang zur dritten Industriellen Revolution erwiesen sich dieselben mentalen Lernprozesse und institutionellen Innovationen, die in der Nachkriegszeit als Problemlösungen entstanden waren, als problemgenerierende Faktoren. So verwandelten sich die neokorporative soziale Marktwirtschaft und der ausgedehnte Sozialstaat nun zu Belastungen. ⁶⁰ Der vorherige Erfolg erschwerte eine effektive Anpassung.

58 Jörg Säuberlich, Gewerkschaften kämpferisch. DGB-Chef attackiert »Sozialabbau«, ddp Basisdienst, 9.4.2007, versus Müller, Deutschland ist dabei, seinen Reformstau aufzulösen, in: ebd., 15.3.2006. Vgl. Thomas Wüpper, Wo der Aufbau Ost Blüten treibt, in: FR, 28.4.2007, versus Markus Grabitz, Hilfe ohne Grenzen. Aufbau Ost lässt Westen alt aussehen, in: Stuttgarter Nachrichten, 12.4.2007.

59 Deutsche Multis: Aufstieg in die Weltliga, in: Der Spiegel, 1987, Nr. 29; Die Linke musste die Reformen anstoßen. Interview mit Richard von Weizsäcker, in: Hamburger Abendblatt, 2.2.2007; Peter Müller, Deutschland überrascht und sehr positiv, in: Die Welt, 31.3.2007.

60 Burkart Lutz, Der kurze Traum immerwährender Prosperität, 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1989; Barry Eichengreen, The European Economy since 1945: Coordinated Capitalism and Beyond, Princeton 2007, S. 242–245; Ralph Jessen, Bewältigte Vergangenheit – blockierte Zukunft? Die bundesrepublikanische Gesellschaft am Ende der Nachkriegszeit, in: Jarausch (Hg.), Das Ende der Zuversicht?, S. 177–195.

Als Reaktion auf diesen Problemdruck propagierten Kommentatoren eine Liberalisierung, die sich im Wandel der sozialökonomischen Leitbegriffe manifestiert.⁶¹ Die Folgen der beiden Ölkrisen bewirkten ein langsames Abrücken von konjunkturellen Kategorien, weil die ›Globalsteuerung‹ nicht mehr schnell und umfassend genug wirkte. Stattdessen tauchte das Wort ›Strukturwandel‹ immer häufiger auf, denn es brachen nicht nur einzelne Branchen weg, sondern die gesamte Beschäftigungsstruktur mutierte von industrieller Produktion zur Dienstleistung. Während Betroffene vor allem auf Linderung der Folgen von ›Deindustrialisierung‹ durch Subventionen bestanden, plädierten stärker zukunftsorientierte Kommentatoren für die Unterstützung von Innovationen zur Schaffung neuer Arten von Arbeitsplätzen. Der Kollaps des Kommunismus und die darauf folgende ›Systemtransformation‹ stärkten ebenfalls die Marktorientierung, auch wenn sich Erwartungen auf eine Wiederholung des Wirtschaftswunders als ideologische Illusion erwiesen. Schließlich tauchte infolge der Verschärfung des internationalen Wettbewerbs das Schlagwort der ›Globalisierung‹ auf, wobei Hoffnungen auf Exportchancen durch Reformen mit Ängsten vor sozialem Kahlschlag kollidierten.

Dieser umstrittene Paradigmenwechsel wurde dadurch erleichtert, dass neoliberale Problemlösungen in der Praxis erfolgreicher als keynesianische Krisenbekämpfung zu sein schienen. So machte es die Gefahr der Inflation riskant, die Wachstumsschwäche durch Stimulierung der Binnennachfrage zu überwinden, und legte eine Verbesserung der Angebotsbedingungen nahe. Ebenso begrenzte der Verlust der Wettbewerbsfähigkeit aufgrund hoher Löhne die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit durch Reduzierung der Arbeitszeit statt durch Flexibilisierung der Arbeitsbedingungen. Auch verhinderte der steile Anstieg der Lohnnebenkosten die weitere Ausdehnung des Sozialstaates und inspirierte demgegenüber Versuche der Kostendämpfung durch Reduzierung peripherer Leistungen. Schließlich machte die internationale Standortkonkurrenz eine Ausweitung der Haushaltsdefizite unattraktiv und erforderte stattdessen korporative und individuelle Steuersenkungen... In der neuen Globalisierungssituation griffen linke Staatspräferenzen weniger als neoliberale Marktrhetorik, behielten aber eine gewisse Vetoposition, weil sie auf breite Unterstützung für soziale Leistungen rechnen konnten.⁶²

Im Gegensatz zum Stereotyp des Immobilismus gelang es durch dieses Umdenken jedoch, das hiesige System in kleinen, umkämpften Schritten zu verändern. In der Öffentlichkeit hat ein erstaunlicher Themenwechsel stattge-

61 Schanetzky, Große Ernüchterung, S. 267ff. Vgl. Ingrid Gilcher-Holthey in der Debatte über ›Die 1970er Jahre in Geschichte und Gegenwart‹, in: Zeithistorische Forschungen, 3. 2006, S. 425, 436.

62 Gert G. Wagner, Linke Wirtschaftspolitik oder gute Wirtschaftspolitik?, in: vorgänge, 2005, Nr. 3–4, S. 86–93.

funden, der mehr Leistung, Eigenverantwortung und Wettbewerbsfähigkeit betont, statt auf staatliche Hilfe zu warten. Ausgehend von dem Marktliberalismus der FDP haben der Sachverständigenrat, die Mehrheit der CDU, erhebliche Teile der SPD und manche Grüne einen grundlegenden Meinungsumschwung vollzogen. Auch haben sich Gruppen der Zivilgesellschaft selbst aktiviert, und Bürgerinitiativen, Stiftungen und Spenden packen nun Probleme an, die vorher dem Sozialstaat überlassen waren. Ebenso haben Lohnzurückhaltung, Arbeitszeitverlängerung und Öffnungsklauseln die Starrheit der Tarifverträge durchbrochen und so manchen Betrieb und damit auch Arbeitsplätze gerettet. Schließlich hat die Politik z.B. durch Privatisierung, Ladenschlussöffnung, Riesterrente und Hartz IV-Reformen eine Reihe von Veränderungen auf den Weg gebracht. Die optimistische Beurteilung der EU lautet daher: »Deutschland hat bei der Umsetzung seines Nationalen Reformprogramms gute Fortschritte erzielt.«⁶³

Die langfristige Zukunftsfähigkeit wird sich jedoch erst in dem Umgang mit den zahlreichen Baustellen erweisen, die die Dynamik des Landes weiterhin schwächen. So muss der Transferverlust in die neuen Bundesländer durch Stärkung der Wachstumskerne, Sanierung der öffentlichen Haushalte und Stoppen der Abwanderung reduziert werden. Ebenso wichtig ist eine Neuordnung der föderalen Finanzen, um den Ländern durch klare Steuerzuständigkeiten mehr Eigenverantwortung zu geben, obwohl dadurch die Lebensverhältnisse stärker differieren werden. Zentral ist auch die Umkehrung des Bevölkerungsschwundes, denn das französische Beispiel zeigt, dass eine unterstützende Familienpolitik durchaus Erfolg haben kann. Schließlich ist die Behebung der durch die PISA-Studie sichtbar gewordenen Bildungsmisere unerlässlich, sei es durch die Einrichtung familienfreundlicher Ganztagschulen, sei es durch die Verbesserung der Personalausstattung von Hochschulen. Erst wenn sich diese weiteren Selbstblockaden auflösen, nötigenfalls durch »sehr kleine Schritte und sehr langsame Veränderungen«, wird die deutsche Politik ihre Dynamik und damit ihren Modellcharakter für andere Länder zurückgewinnen.⁶⁴

63 Unheilige Allianz von Verbandsinteressen, in: Der Spiegel, 1987, Nr. 51; Deutschland. Europäische Kommission, Jahresfortschrittsbericht 2006 über Wachstum und Beschäftigung, »Deutschland. Bewertung des nationalen Reformprogramms« http://ec.europa.eu/growthandjobs/annual-report-1206_de.htm. Allerdings scheint aufgrund der konjunkturellen Erholung unter der großen Koalition und der Agitation der Linkspartei die Stimmung nun wieder in eine sozialstaatliche Richtung zu kippen.

64 Körber Stiftung, Modell Deutschland: Reif für die Globalisierung? Zum Verhältnis von Politik und Ökonomie (117. Bergedorfer Gesprächskreis), Berlin 2000; Jürgen Kocka, Arbeiten an der Zukunft. Fragen, Ergebnisse, Vorschläge, in: ders. (Hg.), Zukunftsfähigkeit Deutschlands, S. 9–24.

Routes to Routes and Roots. Zur Musealisierung von Migrationsgeschichte

Ein Migrationsmuseum in Deutschland?

»Es wird ein Migrationsmuseum in Deutschland geben«. Trotzig, fast drohend klingt der Auftakt eines Thesenpapiers von Jan Motte und Rainer Ohliger, im ›Netzwerk Migration‹ engagierten Historikern und maßgeblichen Mitinitiatoren des ›Vereins Migrationsmuseum in Deutschland‹ aus dem Jahr 2006: »Entweder die Beschlussfassung für ein Migrationsmuseum erfolgt in den nächsten drei bis fünf Jahren innerhalb der bestehenden politischen Logik und Vertretungsmechanismen oder im Jahr 2030 im Rahmen einer durch Einwanderung gänzlich veränderten Lage mit anderen politischen Potentialen«.¹

Schon 2002 hatte Ohliger detailliert »Nutzen und Nachteil eines Migrationsmuseums für die Gesellschaft« dargelegt², und ein Jahr später war mit guten Argumenten und prominenten Unterstützern (unter anderem der Kulturbeauftragten des Bundes Christina Weiss, dem Präsidenten des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland Hermann Schäfer oder dem Tübinger Professor Gottfried Korff) der Verein Migrationsmuseum gegründet worden.³ Inzwischen scheint die Umsetzung dieses Projekts in weitere

-
- 1 Jan Motte/Rainer Ohliger, Kulturpolitische Strategien in der Einwanderungsgesellschaft. Zur Konzeption eines Migrationsmuseums in Deutschland, S. 1, in: <http://www.migrationsmuseum.de> (11.9.2006).
 - 2 Rainer Ohliger, Die Bundesrepublik braucht ein Migrationsmuseum – braucht die Bundesrepublik ein Migrationsmuseum? Oder: Vom Nutzen und Nachteil eines Migrationsmuseums für die Gesellschaft. Vortrag auf der Tagung ›Das historische Erbe der Einwanderer sichern‹, veranstaltet von DoMiT in Zusammenarbeit mit der Bundeszentrale für politische Bildung, Brühl, 4.–6.10.2002.
 - 3 Tagungsdokumentation: Ein Migrationsmuseum in Deutschland. Thesen, Entwürfe, Erfahrungen, veranstaltet von DoMiT, Netzwerk Migration, gefördert von der Bundeszentrale für politische Bildung, Köln, 17.–19.10.2003; Aytaç Eryılmaz, Deutschland braucht ein Migrationsmuseum. Plädoyer für einen Paradigmenwechsel in der Kulturpolitik, in: Jan Motte/Rainer Ohliger (Hg.), Geschichte und Gedächtnis in der

Ferne gerückt. Der Verein Migrationsmuseum hat mit dem früheren ›Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei‹ (DoMiT) fusioniert. Der neue Verein ›Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland‹ (DoMiD) nennt als Hauptaktivitäten die ›Sammlung von Dokumenten und Materialien zur Geschichte der Migration und ihre Erschließung für die Nutzung; Ausstellungen; Forschungsprojekte; Seminare‹, wemgleich als mittelfristiges Ziel immer noch die Errichtung eines Migrationsmuseums rangiert.⁴

Dass ein Migrationsmuseum in besonderer Weise die übergeordnete Relevanz dieses Themas signalisieren, einen Erinnerungs- und Repräsentationsort schaffen und ein Forum zur Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen im Zusammenhang globaler Migration bieten könnte, ist unbestritten; dass mittlerweile in Frankreich – und zwar zunächst inspiriert von der DoMiT-Initiative⁵ – mit der ›Cité nationale de l'histoire de l'immigration‹ ein derartiges Museum realisiert wurde, zeugt von der europaweiten Bedeutung des Themas.⁶

Warum also tut sich Deutschland so schwer? Abgesehen von der politischen Dimension und der Kostenfrage, auf die hier nicht eingegangen werden kann, scheint es auch tiefer liegende themenimmanente Aspekte zu geben, die einer raschen Realisierung eines Migrationsmuseums entgegenstehen. Denn dass es nicht prinzipiell am politischen Willen mangelt, Migrationsgeschichte auszustellen, zeigen die unzähligen Sonderausstellungen zu diesem Thema.⁷ Für eine auf eine gewisse Dauer angelegte Ausstellung im

Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik, Essen 2004, S. 305–319.

4 <http://www.domit.de/seiten/ueberdomid> (8.3.2008).

5 Christine Braunersreuther, Fremd im Museum. Formen der Präsentationen von Migrationsgeschichte und deren Folgen, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 18. 2007, S. 32–61, hier S. 52.

6 <http://www.histoire-immigration.fr> (10.3.2008).

7 Eine vollständige Aufzählung dieser Ausstellungen ist nicht möglich. Wegweisend: Ruhrlandmuseum Essen 1998: Fremde Heimat (Aytaç Eryılmaz/Mathilde Jamin (Hg.), Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei. Jaban, Silan olur, Essen 1998). Viele weitere Ausstellungen folgten, beispielhaft seien genannt: Museumsdorf Cloppenburg 1999: Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde (Uwe Meiners/Christoph Reinders-Düselder (Hg.), Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde. Schlaglichter von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart, Cloppenburg 1999); Hauptbahnhof München 2000: »Für fünfzig Mark einen Italiener...« (Franziska Dunkel/Gabriella Stramaglia, Für fünfzig Mark einen Italiener. Zur Geschichte der ›Gastarbeiter‹ in München, Buchendorf 2000); Historisches Museum Hannover 2002: hier geblieben – Zuwanderung und Integration in Niedersachsen 1945 bis heute (Andreas Urban/Marianne Winkler, hier geblieben – Zuwanderung und Integration in Niedersachsen 1945 bis heute, Hannover 2002); Zeche Hannover, Bochum 2003: Neapel – Bochum – Rimini (Anke Asfur/Dietmar Osses,

Museum gelten aber andere Anforderungen als für eine zeitlich befristete Präsentation. Das zeigt sich vor allem im Bereich der Objekte. Die Sonderausstellung ist hier in zwei Richtungen freier. Zum einen ist es möglich, wertvollere oder besonders bedeutungstragende Objekte als Leihgaben zu präsentieren; zum anderen erscheint es auch weniger problematisch, auf Reproduktionen zurückzugreifen, während das Museum auf seine Sammlung zurückverwiesen ist und in der Regel auf dem Prinzip der Authentizität beruht.⁸ Gottfried Korff weist auf einen immanenten Widerspruch hin zwischen der »Polyvalenz, Bedeutungsoffenheit und Heterogenität migrationskultureller Phänomene« und der Arbeitsweise des Museums, das Komplexität reduziert, um »symbolische Ordnungen über bedeutungsvolle Objektivationen« zu schaffen.⁹ Ist der Anspruch, ein Museum zur Migrationsgeschichte zu schaffen, vielleicht verfehlt und sollte man sich, wie bisher, mit einer Vielfalt unterschiedlicher Ausstellungen zu Teilphänomenen begnügen?¹⁰

Im Folgenden sollen Möglichkeiten, aber auch Grenzen der Musealisierung von Migrationsgeschichte exemplarisch an vier Dauerausstellungen dargestellt und »poetics« und »politics« der jeweiligen Ausstellungsmodule analysiert werden, um so einerseits die inhaltlichen und methodischen Schwierigkeiten zu erklären, die der Realisierung eines derartigen Themenmuseums im Wege stehen, andererseits aber auch Ansätze zu entwickeln, wie diese Aufgabe doch gelöst werden könnte.¹¹

Neapel – Bochum – Rimini. Arbeiten in Deutschland. Urlaub in Italien, Essen 2003); Museum der Arbeit, Hamburg 2003/04: Geteilte Welten – mitgeteilte Welten – miteinander geteilte Welten? ([http://www.museum-der-arbeit.de/Sonder/Geteilte Welten](http://www.museum-der-arbeit.de/Sonder/Geteilte%20Welten), 7.11.2006); Köln 2005: Projekt Migration (Aytaç Eryılmaz/Frank Frangenberg (Hg.), Projekt Migration, Köln 2005); Deutsches Historisches Museum Berlin 2005: Zuwanderungsland Deutschland. Migrationen 1500–2005 (Rosmarie Beier-de Haan (Hg.), Zuwanderungsland Deutschland. Migrationen 1500–2005, Berlin 2005).

8 Anja Wohlfromm, *Museum als Medium*, Köln 2002, S. 25f.

9 Gottfried Korff, *Fragen zur Migrationsmusealisierung*, in: Henrike Hampe (Hg.), *Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis*, Münster 2005, S. 5–15, hier S. 7.

10 Vier der genannten Ausstellungen sind beispielhaft analysiert in: Sabine Horn/Stefan Mörchen, *Migrationsgeschichte(n) im Museum – Museale Erinnerungslandschaften und Vermittlungsperspektiven*, in: *Zeitschrift für Geschichtsdidaktik*, 5. 2006, S. 70–92.

11 Henrietta Lidchi, *The Poetics and Politics of Exhibiting Other Cultures*, in: Stuart Hall (Hg.), *Representation: Culture of Representation and Signifying Practices*, London 1997, S. 151–222.

»Wir wollen den Besucher als Person ansprechen«: Deutsches Auswandererhaus Bremerhaven sowie Hamburger Auswandererwelt BallinStadt

In Deutschland widmen sich mittlerweile zwei Institutionen der Präsentation von Migrationsgeschichte in Dauerausstellungen – das Deutsche Auswandererhaus Bremerhaven (DAH)¹² sowie die Auswandererwelt BallinStadt in Hamburg.¹³

Das Deutsche Auswandererhaus Bremerhaven wurde im August 2005 eröffnet; es bildete den krönenden Abschluss etwa zwanzigjähriger Bemühungen, die mit der Gründung eines lokalen Initiativkreises Auswandererhaus Bremerhaven begonnen hatten. Realisiert werden konnte es mit dem Finanzierungsmodell der Public Private Partnership: Der Bau wurde von der Stadt Bremerhaven finanziert, die Betriebskosten müssen selbst erwirtschaftet werden. Träger ist die Betreibergesellschaft paysagehouse 1, an der Stiftung beteiligt sind die Stadt Bremerhaven und das Land Bremen, Vertreter der Bremerhavener Wirtschaft sowie der Initiativkreis Erlebniswelt Auswanderung e.V. Das Deutsche Auswandererhaus hat national und international Anerkennung gefunden. Am 21. April 2007 wurde das DAH als einer von 365 kreativen und innovativen Orten von der Initiative ›Deutschland – Land der Ideen‹ ausgezeichnet.¹⁴ Am 5. Mai 2007 wurde ihm der ›European Museum of the Year Award 2007‹ verliehen.¹⁵ Die Jury würdigte vor allem, dass das »Haus – mehr eine Stätte für alle Sinne denn ein traditionelles Museum – mit der Migration eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit« behandle¹⁶; Hermann Schäfer, Ministerialdirigent beim Beauftragten der Bun-

12 Deutsches Auswandererhaus Bremerhaven. Das Buch zum Deutschen Auswandererhaus, hg.v. Deutschen Auswandererhaus Bremerhaven, Bremerhaven 2006. Die DAH-news sind als pdf im Internet verfügbar: <http://www.dah-bremerhaven.de>; dann: Presse – news; s. auch Joachim Baur, Ein Migrationsmuseum der anderen Art. Das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven, in: Werkstatt Geschichte, 15. 2006, S. 97–103.

13 <http://www.ballinstadt.de> (15.11.2006). Vgl. Larissa Försters Vergleich von DAH und BallinStadt in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/type=rezausstellungen&id=60> (18.4.2008). Die Autorin streicht vor allem die Gemeinsamkeiten beider Ausstellungen heraus und beschreibt sie als emotionalisierende Erlebnisausstellungen mit der »Ozeanreise« als zentralem Narrativ; allerdings arbeite das DAH »hoch professionell und wirkungsvoll«, während die Inszenierungen in BallinStadt »hochgradig dilettantisch« wirkten. Den Anspruch, Forum für Migrationsfragen zu werden, könnten beide Häuser nicht einlösen.

14 http://www.land-der-ideen.de/CDA/ort_des_tages,1987,1,,de.html?action=detail&id=1697 (1.3.2008).

15 DAH-news, 6–8. 2007, S. 2f.

16 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.5.2007, S. 33.

desregierung für Kultur und Medien und früherer Präsident des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn, beglückwünschte das Haus für »eine der innovativsten historischen Ausstellungen, die in den letzten Jahren errichtet worden sind.«¹⁷

Das Museum – ein moderner Bau vorwiegend aus Sichtbeton und Holz, dessen Formensprache winkende Tücher oder Segel, vielleicht auch einen Schiffsbug symbolisiert – wurde am historischen Ort nahe der Columbuskaje errichtet. Von hier brachen zwischen 1830 und 1974 mehr als 7,2 Millionen Menschen aus Mittel- und Osteuropa in die ›Neue Welt‹ auf.¹⁸ Mit mehr als 3.500 Quadratmetern Ausstellungsfläche umfasst es die größte der hier untersuchten Ausstellungen; bis Ende Mai 2007 konnte es mehr als 400.000 Besucher anziehen.¹⁹ Das Publikumsecho ist überwältigend positiv, wie die Auswertung einer Besucherbefragung zeigt. Es wird gelobt als »das erste Museum, das nach zwei Stunden nicht langweilig wird«, 45 Prozent der Befragten fanden die Ausstellung ›ausgezeichnet‹, 40,3 Prozent ›sehr gut‹ und 11,9 Prozent ›gut‹.²⁰

Die Besucherinnen und Besucher werden auf einem festgelegten Rundgang durch insgesamt acht unterschiedlich inszenierte Räume geschickt, die die einzelnen Stationen der Auswandererpassage chronologisch nachvollziehen. Zusammen mit dem ›Bordkarte‹ genannten Eintrittsticket erhalten sie eine Chipkarte, die via RFID-System an verschiedenen Stellen biographische Information zu einer namentlich genannten Auswanderin oder einem Auswanderer als Audioinstallation auslöst; insgesamt stehen rund zehn verschiedene Biographien zur Verfügung, sodass die einzelnen Besucher unterschiedliche Auswandererschicksale recherchieren.

Über einen kleinen Vorraum, in dem die Geschichte des Bremerhavener Auswandererhafens dokumentiert wird, gelangt man in den zentralen Raum der ›Kaje‹. Hier wird in einer überaus illusionistischen Inszenierung (sogar Rostflecken wurden sorgsam aufgemalt) die Situation vor dem Besteigen des Schiffs nachgestellt. 45 lebensgroße Puppen in detailgetreu rekonstruierten Kostümen aus einem Zeitraum von 150 Jahren stehen mit ihren verschiedenen Koffern und Kisten an einem Hafenbecken, echtes Wasser plätschert zu ihren Füßen, dräuend erhebt sich eine ganz leicht schwankende riesige Bordwand, spärliche Beleuchtung verstärkt die bedrohliche Atmosphäre. Mit Hilfe der RFID-Karte kann man etliche der Puppen zum Sprechen bringen. In verschiedenen Sprachen beginnen sie von ihren Hoffnungen und Ängsten zu erzählen; bei großem Besucherandrang, wenn alle animiert sind, entfaltet sich ein babylonisches Stimmengewirr.

17 DAH-news, 6–8. 2007, S. 3.

18 Katalog Deutsches Auswandererhaus, S. 23.

19 DAH-news, 6–8. 2007, S. 16.

20 DAH-news, 5. 2006, S. 11.



Abbildung 1: Deutsches Auswandererhaus Bremerhaven, Kaje (Katalog Deutsches Auswandererhaus, S. 47, W. Huthmacher)

Anschließend gelangt man in eine Art Kontor, die ›Galerie der 7 Millionen‹. Hier werden mit Fotos, Passagierlisten und anderer Flachware in mehreren Vitrinenschränken die Hintergründe der Auswanderung aus und über Deutschland im Überblick dargestellt; in mit Namensschildern versehenen Schubladen versteckte Materialien und zugeordnete Hörstationen eröffnen Einblicke in eine Vielzahl unterschiedlichster Auswandererbiographien – vom polnischen Dienstmädchen über den württembergischen Erfinder bis zu vor dem Holocaust fliehenden Juden. Der nächste große Raum thematisiert wieder stark inszenierend die Überfahrt. In naturalistisch rekonstruierten Dritte-Klasse-Passagierkabinen eines Segeldampfers um 1840, eines Schnelldampfers um 1890 und eines Ocean-Liners um 1920 werden die Besucher mit Puppen und Einrichtungsgegenständen dazu angeregt, die Reisesituation empathisch nachzuempfinden; kleine technische Spielereien aktivieren das Publikum: beispielsweise ein tropfender Wasserhahn, den man abstellen kann und muss, um dann Informationen zur Bordhygiene auf einem Bildschirm zu erhalten sowie eine Bordkamera, mit der man sich in historischen Kostümen fotografieren kann.

Über eine Inszenierung vergitterter Wartekabinen auf Ellis Island, in der Hörstationen biographische Erfahrungen vermitteln und man eine Auswahl der Fragen beantworten muss, die den Ankömmlingen in New York zwischen 1892 und 1954 gestellt wurden, gelangt man zum ›Raum der Nachfahren‹. Hier werden zum einen alle Biographien, die den Besuchern und Besucherinnen mit der Bordkarte zugeteilt worden waren, zusammengeführt und die Geschichte der Nachfahren dieser Auswanderer vorgestellt; zum anderen kann man in amerikanischen Telefonbüchern nachschlagen, ob man Namensvettern in den USA hat. Der Rundgang führt weiter durch einen Kinoraum, in dem ein zehnminütiger Film von Ciro Cappellari über Nachfahren deutscher Einwanderer in Amerika gezeigt wird, zum ›Forum Migration‹, das, ähnlich wie die ›Galerie der 7 Millionen‹, zur eigenen Recherche in Migrationsdatenbanken einlädt und aktuelle globale Wanderungsbewegungen darstellt.

Sowohl die Art der Inszenierung als auch die inhaltliche Gliederung verfolgen eine Doppelstrategie. Die Ausstellungsgestaltung wechselt von sehr stark illusionistischen, perfekt inszenierten, extrem emotionalisierenden Räumen zu immer noch illusionistisch eingerichteten Räumen wie dem Kontor, die stärker zur Eigenrecherche auffordern und sich daher weniger an das Gefühl als an den Verstand wenden. Inhaltlich wird einerseits – vor allem mit der persönlichen Bordkarte und dem RFID-System – der biographische Zugang eröffnet, andererseits in der ›Galerie der 7 Millionen‹ und dem ›Forum Migration‹ mit Statistiken, Karten und Überblickstexten auch ein generalisierender Zugriff gewählt. Die Ausstellung umfasst den gesamten Zeitraum der Auswanderung über Bremerhaven von 1830 bis 1974. Die ›Ord-



Abbildung 2: Deutsches Auswandererhaus Bremerhaven, Forum Migration (Katalog Deutsches Auswandererhaus, S. 56, W. Huthmacher)

nung der Auswanderer²¹ ist ebenfalls multiperspektivisch und chronologisch; es gibt keine Sortierung nach Nationalität oder Auswanderungshintergrund. So wird die Vielfalt der Personen und Motive deutlich.

21 Zu dieser Kategorie s. Joachim Baur, Einwanderungsmuseen als neue Nationalmuseen. Das Ellis Island Immigration Museum und das Museum »Pier 21«, in: Zeithistorische Forschungen, 2. 2005, H. 3, <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Baur-3-2005> (7.11.2006). Während Ellis Island demnach nationale Herkunft und ethnische Zugehörigkeit als Ordnungskriterien für verschiedene Migrantengruppen wählt, sortiert das kanadische Einwanderungsmuseum »Pier 21« in Halifax die Einwanderer nach den Hintergründen der Einwanderung als »immigrants, refugees, displaced persons, war brides, evacuee, home children«.

Wie bei den Einwanderungsmuseen in der ›Neuen Welt‹ kann man als Leitperspektive den Nachvollzug der Erfahrung erkennen, hier eben statt der »immigration experience« die »emigration experience«. ²² Dies zeigt sich an der stark emotionalisierenden, zur Identifikation einladenden Methode sowie am Rundgang, der symbolisch die einzelnen Stationen der Auswanderung nachvollzieht. Dies bestätigte Ausstellungsmacher Andreas Heller auch im Interview, wenn er als »mission statement« angibt, er habe zeigen wollen, mit wie viel Hoffnung, Sehnsucht und Angst Auswanderung immer verbunden ist. ²³

Während die Einwanderungsmuseen als zugrunde liegendes Narrativ letztlich immer noch den ›melting pot‹ feiern, ist die Erzählung im Auswandererhaus eher düster eingefärbt. Sogar die Inszenierung von Ellis Island im Auswandererhaus vermittelt den Eindruck eines Gefängnisses, nicht von Freiheit.

Dies hat sicher inhaltliche Gründe. Auswanderung bedeutet – aus der Perspektive des Auswanderungslandes – zunächst Verlust, ist für die Menschen mit Trennung verbunden. Bei der Wahrnehmung der Einwanderung dagegen überwiegen offenbar die positiven Aspekte, die Bereicherung für die Gesellschaft, der Neuanfang des Individuums – oder jedenfalls will es das gängige Narrativ in den Einwanderungsmuseen so vermitteln. In Deutschland ist die Geschichte der Auswanderung zudem mit dem Nationalsozialismus, politischer Verfolgung und rassistischen Morden eng verbunden, geschah Auswanderung oft unter Zwang. Auch dies rechtfertigt eine melancholische Grundstimmung, die allerdings aufgehellt wird durch den Film ›Welcome Home‹ von Ciro Cappellari, der vor allem das meist erfolgreiche Leben von Auswanderern und ihren Nachfahren in den Vereinigten Staaten darstellt.

Obwohl das DAH weitgehend Reproduktionen ausstellt, erscheint es doch als Original, verglichen mit der Auswandererwelt BallinStadt, die am 4. Juli 2007, also knapp zwei Jahre später eröffnet wurde. ²⁴ Ähnlich wie in Bremerhaven handelt es sich auch hier um eine Public Private Partnership, allerdings auf finanziell niedrigerem Niveau; insgesamt wurden 12 Millionen Euro an Mitteln für Bau und Ausstattung aufgewendet, während Bremerhaven etwa doppelt so viel Geld zur Verfügung hatte. Betreiber ist die private Leisure Work Group. Hapag Lloyd sowie eine Kupferhütte zählen zu den größten privaten Sponsoren, die Stadt Hamburg hat das Projekt in ihr Stadt-

22 Baur, Einwanderungsmuseen.

23 Interview, 27.12.2006.

24 Hans-Hermann Groppe/Ursula Wöst, Über Hamburg in die Welt. Von den Auswanderhallen zur BallinStadt, Hamburg 2007; Schümanns Hamburger, Band 24, 2007: Themenheft BallinStadt.

entwicklungsprogramm ›Sprung über die Elbe‹ aufgenommen und 6 Millionen Euro beigesteuert. Drei Interessenstränge sind hier verflochten: ein kultureller, ein politischer und ein touristischer.

Zwischen 1901 und 1906 hatte der Hamburger Kaufmann und Generaldirektor der Hamburg Amerika Linie (HAPAG), Albert Ballin, auf dem Hamburger Veddel, einem südlich der Elbe gelegenen Hafenbezirk, für die HAPAG Auswandererhallen errichten lassen, in denen europäische Auswanderungswillige für die Zeit bis zur Einschiffung untergebracht werden konnten. Vor rund sechs Jahren wurde die Stiftung Hamburg-Maritim auf Initiative des Hamburger Bürgermeisters sowie der Handelskammer gegründet; sie plante, am historischen Ort einige der Auswandererhallen wieder errichten zu lassen, um hier ein Auswanderermuseum einzurichten und gleichzeitig das ›Problemviertel‹ Veddel aufzuwerten und touristisch zu erschließen. Die Hamburger Kultursenatorin setzte sich intensiv für das Projekt ein, sodass Ende 2004 mit einer Senatsdrucksache die administrative Grundlage für die Realisierung geschaffen wurde. Das Hamburger Museum für Arbeit fungierte als Projektkoordinator und wissenschaftliche Beratungsinstitution, das Grundkonzept erarbeitete die Betreibergesellschaft Leisure Work Group.

Ebenso wie in Bremerhaven entschied man sich für eine Strategie des ›Edutainment‹ – in einem originalgetreu rekonstruierten Schlafpavillon soll der Besucher/die Besucherin »ganz in die Welt der großen Auswanderungszeit eintauchen« können, eine »Erlebnis-Ausstellung« in einem weiteren rekonstruierten Auswandererhaus soll den Besucherinnen und Besuchern »die individuellen Geschichten der Auswanderer: ihre Träume, Hoffnungen und Sorgen«²⁵ nahebringen und zur Identifikation mit den Schicksalen der Auswanderer anregen. »Wir wollen den Besucher als Person ansprechen«, fasst der Projektleiter des Museums für Arbeit in Hamburg, Hans-Hermann Groppe, diese Strategie zusammen. Sprechende Puppen, die idealtypische fiktive Situationen des Auswanderungsprozesses szenisch präsentieren, sowie der bewusste Bezug auf aktuelle Fragen sollen zur Emotionalisierung und Aktualisierung beitragen; die Besucher und Besucherinnen sollen, so Groppe, sich selbst immer wieder fragen, wie sie sich in der entsprechenden Situation verhalten hätten, und die Botschaft erkennen, dass es »jedenfalls gut ist, initiativ zu werden, sein Schicksal in die Hand zu nehmen und zu neuen Ufern aufzubrechen, auch wenn Emigration natürlich immer auch Verlust bedeutet«.²⁶ Ähnlich wie in Bremerhaven steht keine Sammlung im Mittelpunkt, auch wenn es einige Objekte, vor allem Fotos aus dem HAPAG-Fundus sowie zeitgenössisches Filmmaterial gibt, das an verschiedenen Punkten in die Ausstellung einbezogen wurde.

25 <http://www.ballinstadt.de/de/BallinStadt/konzept.htm> (7.11.2006).

26 Interview, 18.1.2007.

Vom Bremerhavener unterscheidet sich das Hamburger Konzept vor allem in drei Punkten. Erstens liegt der Fokus mehr auf dem Ort – ein Teil der Ausstellung ist der Geschichte der Auswandererstadt und ihres Gründers Albert Ballin gewidmet, die Architektur und Möblierung wurde authentisch rekonstruiert, während in Bremerhaven die Architektur modern ist und die Inszenierung eher beliebige Kulisse. Dieser räumliche Fokus bedeutet zweitens einen anderen zeitlichen Zuschnitt auf die Jahre von 1850 (Beginn der Führung genauer Passagierlisten) bis 1934, als die Auswandererstadt ihre Funktion verlor und erst als SS-Baracke, später als Lager für Displaced Persons genutzt wurde. Anders als in Bremerhaven – und dies erscheint Groppe als herausragendes Alleinstellungsmerkmal – sind die Passagierlisten für diesen Zeitraum vollständig erhalten, die beispielsweise auch den jeweiligen Herkunftsort der Auswanderer dokumentieren; im Besucherzentrum kann daher viel genauer als in Bremerhaven Familienforschung betrieben werden. Drittens aber ist die Gestaltung der eigentlichen Ausstellung weniger naturalistisch, sie setzt vielmehr auf eine Mischung von Abstraktion und Emotion und will stärker belehren.

Gastronomie gibt es im Hamburger Projekt ebenso wie im Bremerhavener. BallinStadt ist darüber hinaus aktiv in das Quartiersmanagement für den Hamburger Stadtteil Veddel (in dem über 50 Prozent der Bewohner einen Migrationshintergrund haben) einbezogen; so sollen »idealerweise alle« Bewohner des Veddel mit einem Fotoporträt in der Ausstellung vertreten sein, es wird ein zur BallinStadt gehörender öffentlicher Park angelegt, der vor allem von den Anwohnern genutzt werden soll, und auf Stadtteilsten und Tagen der offenen Tür werden Kontakte zur Nachbarschaft geknüpft.

Im Gegensatz zum Deutschen Auswandererhaus reagierte die Kritik vor allem negativ auf BallinStadt. Von »multimediale(r) Dauerberieselung« ist die Rede²⁷, vom »Eindruck eines aufgelassenen Trödeladens«, den vor allem das zweite Gebäude mit der historischen Ausstellung vermittele. Die Geschichten, die dort analog zum DAH neun Holzpuppen erzählen, werden als »beliebig und vorhersagbar« kritisiert, Installationen wie Ballins Arbeitsplatz oder eine New Yorker Einkaufsstraße als »blutleer« und die »Traumbblasen« im Eingangsbereich als »einfältig«.²⁸ Man habe, so resümiert Till Briegleb in der Süddeutschen Zeitung, eine »Chance vertan«, das Konzept des Edutainment, die Kommerzialisierung, der Eventcharakter vertrage sich nicht »mit den überwiegend schmutzigen Seiten des Themas« Migration.²⁹

27 Stephan Orth, Traum vom goldenen Westen, in: Spiegel online, 3.7.2007.

28 Schicker Trödel – Der BallinStadt fehlt es an Inhalt und Glaubwürdigkeit. <http://www.museumsblog.de/2007/08/ballinstadt-hamburg.html> (28.3.2008).

29 Till Briegleb, Wenn die Inhalte auswandern, in: Süddeutsche Zeitung, 5.7.2007, S. 15.

Geplant war ein durchaus differenziertes Narrativ. Zum einen wollten die Ausstellungsmacher Ambivalenzen zeigen, und die Fürsorge und Vorsorge, die aus der Errichtung der Auswandererhallen spricht, ebenso thematisieren wie die Marginalisierung der Migranten, die auf einem Grundstück am Rande der Stadt konzentriert werden sollten. Zum anderen sollte der Fokus stärker auf die individuellen Chancen, die die Auswanderung bieten kann, gelegt werden als auf den Verlust. Doch diese Vielschichtigkeit scheint in der Ausstellung kaum wahrnehmbar. Der Leitgedanke, die Erfahrung der Auswanderung unmittelbar nachvollziehbar zu machen, den die BallinStadt mit bislang allen Aus- bzw. Einwanderungsmuseen gemeinsam hat, und der damit verbundene Fokus auf das Erlebnis anstatt der Information führt offenbar zu Oberflächlichkeit und Verwirrung. »Nur im Schlafsaal in Gebäude Drei herrscht eine andere Stimmung – dort stehen neben schwarzen Metallpritschen, die wie frisch aus dem Möbelhaus wirken, acht altmodische Koffer, aus Holz und Leder, mit Schnappverschlüssen aus Metall. In ihrer stummen Bescheidenheit, ohne Knöpfe, Stimmen und Bildschirme wirken sie seltsam – seltsam authentisch.«³⁰

»About not representing migration history«: National Museum of Scotland, Edinburgh

Die Frage nach den Bedingungen und Formen der Musealisierung von Migrationsgeschichte wird im internationalen Kontext rege diskutiert. AEMI, The Association of European Migration Institutions, listet allein 34 europäische Institutionen, vor allem Museen, aber auch Forschungsinstitutionen, auf, die sich diesem Themenkomplex gewidmet haben.³¹ Eines davon ist das National Museum of Scotland in Edinburgh.³²

Die Gründung eines schottischen Nationalmuseums – in dem das alte Royal Museum of Scotland aufgehen sollte – Anfang der 1990er Jahre hängt eng mit der Politik der ›Devolution‹, der Erlangung einer größeren Unabhängigkeit Schottlands von England, und dem damit gestärkten oder wieder zu erweckenden schottischen Nationalbewusstsein zusammen. Unmittelbar

30 Orth, Traum vom goldenen Westen, S. 2.

31 <http://www.aemi.dk>

32 Charles McKean, *The Making of the Museum of Scotland, Edinburgh 2000*; Steven Cooke/Fiona McLean, *Our Common Inheritance: Narratives of Self and Other in the Museum of Scotland*, in: David Harvey (Hg.), *Celtic Geographies: Landscape, Culture and Identity*, London 2002, S. 109–122; Fiona McLean, *The National Museum of Scotland: A Symbol for a New Scotland?*, in: *Scottish Affairs*, 45. 2003, S. 111–127; Rhiannon Mason, *Devolving Identities: Wales and Scotland and their National Museums*, in: Helen Brocklehurst/Robert Phillips (Hg.), *History, Identity and the Question of Britain*, New York 2004.

an das Gebäude des Royal Museum anschließend wurde ein moderner Neubau errichtet, in dem die Geschichte Schottlands unter einem neuen, stärker besucherorientierten Fokus anhand zum Teil bedeutender Artefakte präsentiert wurde. 1998 öffnete das Museum, im Jahr 2006 zählte man 1,5 Millionen Besucher und Besucherinnen.

Bereits während der Planungsphase der Dauerausstellung hatte der führende schottische Historiker Tom Devine als Mitglied des wissenschaftlichen Beirats explizit gefordert, dass der Migrationsgeschichte ein eigener Abschnitt in der Dauerausstellung gewidmet werden sollte – Irland, Schottland und Norwegen sind die europäischen Länder mit der höchsten Auswanderungsrate, heute haben weltweit rund 25 Millionen Menschen schottische Wurzeln, und allein in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind 200.000 Menschen aus Schottland ausgewandert. Die naheliegende Forderung Devines stellte allerdings für den zuständigen Kurator, David Forsyth, eine große Herausforderung dar, da er wenig Objekte fand, die zur Repräsentation von Migrationsgeschichte geeignet schienen – die Objekte waren in der Regel zusammen mit den Menschen gegangen. Insbesondere das 20. Jahrhundert blieb unter diesem Aspekt unterrepräsentiert.

Forsyth beschloss, Migrationsgeschichte nicht isoliert zu betrachten, sondern sie unter dem Titel ›Scotland and the World‹ in die Ausstellung zum 19. Jahrhundert, ›Industry and Empire‹, zu integrieren. Damit wurde dieses Thema allerdings auch marginalisiert, denn auf rund 40 Quadratmetern finden sich nun lediglich drei Vitrinen und eine Videostation zum Thema Auswanderung, eine weitere Vitrine zum Thema Binnenmigration sowie – später »eingeschmuggelt«, wie Forsyth sagt – eine zusätzliche Vitrine zum Migrationsziel Kanada, die aus den besonders interessanten Überresten einer Sonderausstellung zusammengestellt wurde.³³

Ein Filmintrou gibt einen Überblick über die Entwicklung der Auswanderung aus Schottland vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Dem Bildschirm gegenüber befindet sich die Vitrine zum Generalthema ›Leaving Scotland‹, in der Mitte des Raums steht eine typische Auswandererkiste (gälisch ›Kist‹) als Teil des Programms für Kinder – die Betrachtung der darin versammelten Objekte, vor allem Kleidungsstücke und Küchengeräte, soll dazu anregen, sich Gedanken darüber zu machen, was man selbst in so eine Kiste gepackt hätte. Das Ölgemälde ›A Coronach in the Backwoods‹ von George W. Simson aus dem Jahr 1859 – ein Highlander in Tartantracht steht in den kanadischen Urwäldern, hinter sich die selbstgezimmerte Hütte, und spielt auf dem Dudelsack, den Blick in die ferne Heimat gerichtet, während seine Frau weinend über ein Baby gebeugt zu seinen Füßen kauert –, soll vor allem das in vielen schottischen Traditionals thematisierte Heimweh symbolisieren. Daneben

33 Interview, 23.1.2007.

befindet sich eine Doppelvitrine, in der nacheinander alle Kontinente, die Ziel schottischer Auswanderung waren, mit diversen Objekten wie Schneeschuhen, Besteck, Waffen oder Textilien repräsentiert sind.³⁴ Ihnen ist eine Fotoinstallation zur ›Heimat Schottland‹ gegenübergestellt. Um die Ecke schließlich findet sich unter dem Thema ›Scots on the Move‹ die Vitrine zur Binnenmigration und Einwanderung, die gleichzeitig als Pars pro Toto die bedeutende irische Einwanderung darstellt.

Von den untersuchten Ausstellungen ist nur das Museum of Scotland ein klassisches Museum, anhand dessen besonders gut der Aspekt der Repräsentation von Migrationsgeschichte mit Hilfe von Objekten und ihrer Kontextualisierung untersucht werden kann. Dazu soll die Eingangsvitrine genauer analysiert werden.

Das Design für alle Vitrinen im National Museum of Scotland ist normiert. Es gibt eine vertikale Texttafel mit Hintergrundinformationen, eine weitere horizontale Texttafel mit Objekttexten, eine Auswahl von Originalobjekten und gelegentlich Reproduktionen von Flachware als Hintergrundfolie.



Abbildung 3: National Museum of Scotland, Scotland and the World: Reasons for Leaving (Foto: Privat, D. Owen)

34 Zur Objektrecherche s. die online-Objektdatenbank unter <http://www.nms.scran.ac.uk>

Der Haupttext beginnt mit einem positiven Akzent: Auswanderung wird als Chance dargestellt, an der Kolonisierung der Welt teilzuhaben. Das Scheitern der Darien-Mission³⁵, das zum totalen Ruin vieler schottischer Familien führte und das schottische Parlament erpressbar machte, sodass es 1707 der Vereinigung mit dem englischen Parlament zustimmte, wird nicht erwähnt. Dass Auswanderung oft erzwungen war, wird eingeräumt, die Highland Clearances, also die Zwangsevakuierung verarmter Dörfer in den Highlands und Verschickung der Bewohner nach Amerika, durch die Illustration eines solchen Gewaltakts hervorgehoben, bevor sich der Text kurz der administrativen Abwicklung der Auswanderung zuwendet. Aus dem Schlusssatz ergibt sich ein Widerspruch zwischen Bevölkerungswachstum, Hochindustrialisierung und extrem hoher Auswanderungsrate, der nicht aufgelöst wird. Der explizite Textbezug auf zwei Objekte lenkt den Blick auf die Exponate.³⁶

In der Vitrine befinden sich folgende Objekte: das Modell eines Handelsschiffs, das Ordensabzeichen des Order of Baronets of Nova Scotia, zwei Gedenkmünzen der Darien-Expedition, die Silberkanne des Reverend Donald Sage, Minister in Sutherland, der öffentlich die Highland Clearances angeprangert hatte, die Silberkanne, die Mrs Ann Campbell 1821 als Prämie für die Produktion des besten Kelp³⁷ verliehen worden war, ein Brief von Dun-

35 Das Darien-Scheme war ein erfolgloser Versuch, eine schottische Kolonie am Isthmos von Panama zu gründen. In den 1690er Jahren investierten schottische Unternehmer rund 400.000 Pfund in dieses Projekt, das grandios scheiterte; Douglas Watt, *The Price of Scotland: Darien, Union and the Wealth of Nations*, Edinburgh 2007.

36 »Early Scottish interest in the world beyond Europe is illustrated by two of the objects displayed here. The badge of a baronet of Nova Scotia refers to Scottish colonization in the 1620s, while the medal commemorates an attempt in 1668 to establish a Scottish trading colony in Darien, on the isthmus of Panama. Like their European neighbours, Scots saw opportunities for trade and productive settlement in the New World. Social and economic pressures at home also played a part. Although levels of employment and industry were high, earning a living and maintaining a decent life were often difficult. Not all emigrants went voluntarily. Some Jacobite prisoners of war were sent to the West Indies as indentured servants after the 1745 rising, while Australia was originally a convict colony. In rural areas famine and eviction often meant that there was no choice but to leave. Clearance from parts of the Highlands to make way for intensive sheep farming began in the late 18th century. Between 1807 and 1821 around 10,000 people were evicted from the Sutherland estates. Emigration societies and government agents arranged destinations and passages. Although Scotland's population rose from 1,265,385 in 1755 to 4,472,103 in 1901, and the country became a mature industrial economy, during the same period it had one of Europe's highest levels of emigration«.

37 Kelp ist eine Substanz aus Tang, die während der Kontinentalsperre für Seifenherstellung und Glasproduktion wichtig war. Als nach der Aufhebung der Kontinentalsperre billigere Substanzen aus Frankreich eingeführt werden konnten, starb die Kelpindustrie aus, und die Menschen, die bisher davon gelebt hatten, waren meist zur Auswanderung gezwungen.

can Campbell an Sir Archibald Campbell vom 28. April 1837, in dem er von seiner Rückkehr aus New Brunswick in Kanada berichtet, ein Passagierticket, das den administrativen Aspekt der Auswanderung zeigt, sowie zwei Medaillons, die Auswanderer mitnahmen. Im Hintergrund ist ein Zeitungsausschnitt mit Annoncen für Schiffspassagen nach Übersee reproduziert.

Auf den ersten Blick vermittelt diese Objektauswahl die Assoziationen ›Reise‹ (wegen des Schiffs, des Tickets und der Schiffsabbildungen) und ›Wohlstand‹ (Goldmedaillen, Silberkannen), der Fokus wird optisch demnach auf die Kolonisation gelenkt, während die unfreiwillige Auswanderung aus den Objekten selbst nicht erschlossen werden kann. Erst wenn man die Objekttexte sorgfältig studiert, erkennt man, dass eine der Silberkannen die Highland Clearances repräsentieren soll, die andere die Konjunkturabhängigkeit von räumlichen Bevölkerungsbewegungen. Die Kontextualisierung ermöglicht demnach zwar den Rückschluss auf den intendierten Zusammenhang mit dem Thema Auswanderung, sie widerspricht aber dem optischen Eindruck: Die Silberkannen evozieren eben nicht Armut und Zwang. Außerdem nimmt man die Kannen als ein Ensemble wahr, das sie nicht darstellen; in Wirklichkeit haben die Objekte in der Vitrine keinerlei inneren Zusammenhang, keine gemeinsame Geschichte, sondern sind relativ willkürlich und unverbunden nebeneinander gestellt.

Diese relative Beliebigkeit der Objektauswahl ist zum einen dem Umstand geschuldet, dass es – außer dem obligatorischen Koffer, der in der Ausstellung durch die ›Kist‹ repräsentiert ist – eben wenig Objekte gibt, deren unmittelbarer Bezug zur Migrationsgeschichte offenkundig ist. Zum anderen aber wollte David Forsyth bewusst einen anderen als den im schottischen Geschichtsbild üblichen Akzent setzen. Es ging ihm darum, den Fokus weg von den Highland Clearances und hin auf den relativen Reichtum Schottlands zu richten, aufzuzeigen, dass die meisten Auswanderer eben nicht die Elenden waren, sondern diejenigen, die sich zumindest die Passage leisten konnten, dass viele ihr Glück in Übersee gemacht haben, kurz, eine Fortschrittsgeschichte erzählen. »Scots have always been mobile people«, so resümiert er die ein wenig banale Grundaussage dieses Ausstellungsabschnitts.

Er könne eher darüber erzählen, wie Migrationsgeschichte nicht ausgestellt wurde, hatte er das Interview eingeleitet. Das war auf das 20. Jahrhundert gemünzt, kann aber auch auf den Abschnitt ›Scotland and the World‹ bezogen werden, dessen Exponate zum Teil von der Aura des Exotischen leben, der durch die geographische Anordnung nach Kontinenten Migrationsgeschichte als Entdeckungs- und Landnahmeprozess schildert und, ganz im Gegensatz zu den beiden Auswanderungsmuseen in Deutschland, die Menschen und ihre Erfahrungen beinahe ausblendet.

Migrationsgeschichte wird im Museum of Scotland als Desiderat betrachtet, an dessen Auflösung intensiv gearbeitet wird. Im Herbst 2008 wird

mit der ›Modern Scotland Gallery‹ eine neue Dauerausstellung zur schottischen Geschichte des 20. Jahrhunderts eröffnet werden. In den zwei Haupträumen sollen Politik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des späten 20. Jahrhunderts ausgestellt werden. Die Verbindung zwischen diesen beiden Räumen soll eine Abteilung zur Migration bilden. Als Lernziele für diesen Abschnitt formulierten die Kuratoren: »Large number of people moved to and from Scotland, and so have shaped identities; more Scots emigrated during the twentieth century than in the nineteenth; Scots have had a huge impact on the lives and identities of the societies to which they have migrated; although Scotland has experienced large-scale inward migration this has been very different to other parts of the United Kingdom; inward migrants retain a sense of their identity, expressed through culture and language, while adopting aspects of Scottish identity«.³⁸ Auffallend ist auch hier, im Vergleich zu den anderen beiden geplanten Kapiteln, die geringe Zahl von Schlüsselobjekten, die bislang zur Verfügung stehen – einige Gegenstände aus dem Nachlass der Familie McIntosh, die Mitte der 1950er Jahre aus Arbroath nach Kanada auswanderte, ein Webstuhl von der Insel St Kilda, die 1930 zwangsevakuiert wurde, da nicht mehr genug Menschen auf ihr wohnten, um ein Boot manövrieren zu können, sowie unbestimmtes »material expressing and reflecting the lives of the New Scots«.³⁹

Ein Teil dieser Objekte könnte einem interessanten Projekt entstammen, das das Museum of Scotland in den letzten Jahren durchgeführt hat. Junge Migranten und Migrantinnen erzählten unter der Leitfrage ›Where do you come from?‹ von ihrer Herkunft, wählten drei für ihre Lebensgeschichte repräsentative Objekte aus und wurden in einem kurzen Video vorgestellt. Eine Auswahl dieser Kurzbiographien ist auf einer Internetplattform publiziert worden.⁴⁰

Vielleicht aber könnte das Museum of Scotland auch Konkurrenz bekommen. Bereits 2002 hat der Schottische Tourismusverband zusammen mit einigen Parlamentsabgeordneten eine Initiative für ein Migrationsmuseum in Greenock bei Glasgow gestartet. Bezeichnenderweise geht es auch bei diesem Projekt ausschließlich um Auswanderung – geplant ist »Scotland's equivalent of the Ellis Island immigrant museum«.⁴¹ Offenbar scheint das Thema Auswanderung, vor allem nach Amerika, am ehesten Sponsorengelder anzulocken. Wie weit dieses Projekt gediehen ist, ist allerdings unklar – im März 2008 wurden Kuratoren für das Scottish Emigration Museum gesucht, die

38 Modern Scotland Gallery Design Brief, 3.1.2007, S. 16.

39 Ebd., S. 17.

40 <http://www.nms.ac.uk/education/wdycf>

41 Sunday Herald online, 18.2.2001, http://www.findarticles.com/p/articles/mi_qn4156/is_20010218/ai_n1395 (7.3.2008).

eine »unique, authoritative and inspirational online collection of Scots migration-related resources« zusammenstellen sollten. Von einem realen Museum war nicht mehr die Rede.⁴²

»Bloß keine Koffer«:

Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart

Das kleine Oral-History-Projekt des Museum of Scotland hat verblüffende Ähnlichkeit mit der Abteilung ›Ein-Wandererland‹ in der Dauerausstellung des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart. Sie wurde im Dezember 2002 eröffnet und zählt jährlich rund 100.000 Besucher und Besucherinnen.⁴³ Die Ausstellung insgesamt ist zweigeteilt: An einen chronologischen Rundgang im Erdgeschoss schließt sich im Obergeschoss ein systematischer Teil zu aktuellen Themen (beispielsweise Umwelt, Geschlechterverhältnis und eben Migration) an, wobei Durchblicke zwischen beiden Geschossen einander korrespondierende Einheiten miteinander verbinden. So verweist im Bereich zur Revolution von 1848/49 eine Fahne aus Minnesota aus dem Amerikanischen Bürgerkrieg, die von einem mehrheitlich aus Badenern bestehenden Regiment geführt wurde, auf die Rolle, die politische Flüchtlinge nach 1848 im Krieg zwischen Union und Konföderation 1861–1865 spielten. Eine nach oben entwindende Projektion der Namen der in diesem Regiment enrollierten Badener lenkt den Blick. Durch ein Loch in der Decke kann man vage einen riesigen Koffer erkennen.

Dieser ist Teil der Installation der Ausstellung ›Ein-Wandererland‹ zum Themenschwerpunkt Migration. Sie hat einen explizit biographischen Zugriff: Es werden 14 Biographien von Migrantinnen und Migranten gezeigt, die aus unterschiedlichen Gründen aus dem Gebiet des heutigen Baden-Württemberg ausgewandert oder dorthin zugewandert sind. Der Zeitrahmen spannt sich dabei von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, der geographische Kontext ist eingeschränkt auf die Auswanderung nach Nordamerika und die Zuwanderung aus dem eurasischen Raum.

Das Gestaltungskonzept ist verblüffend einfach: Für jede der dargestellten Personen wurde ein Video-Sitzelement in Form eines geöffneten, aufrecht stehenden Koffers aus Plexiglas geschaffen. Die eine Hälfte des Koffers enthält einen Bildschirm, auf dem im Ruhezustand ein Porträt der jeweiligen

42 Information von Sharon Paton, Collections Development Manager, Scottish Museums Council, 5.3.2008.

43 Rainer Schimpf, Ein-Wandererland, in: Landesgeschichte. Der deutsche Südwesten von 1790 bis heute. Das Buch zur Dauerausstellung im Haus der Geschichte Baden-Württemberg, hg.v. Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart 2002, S. 438–467; Eva Luise Wittneben, Modul Migration. Baden-Württemberg. Ein-Wandererland, Stuttgart 2006.

Person zu sehen ist und auf dem man einen kurzen Film zu ihr abspielen kann, sowie eine Vitrine mit ein bis maximal vier Objekten, die diese Person im Regelfall aus ihrem Herkunftsland in das Zielland mitgenommen und zu denen sie einen besonderen emotionalen Bezug hatte. In der anderen Hälfte befindet sich eine mit Filz bezogene Sitzfläche, so dass die Ausstellungsbesucher in Ruhe den Film betrachten und hören können, ohne die Besucher und Besucherinnen der anderen Kofferkabinen zu stören.

Die Wahl dieser Gestaltungselemente ist nicht ohne Ironie – denn von Anfang an war Rainer Schimpf, dem Kurator der Ausstellung, nur eines klar: Er wollte eine Ausstellung ohne Koffer machen, da alle Migrationsausstellungen offensichtlich nicht ohne dieses Requisit auskommen und er es daher abgegriffen und langweilig fand.⁴⁴ Nun ist der Koffer als Metapher allerdings ständig präsent, aber abstrahiert, zweckentfremdet als Sitz- und Vitrinenmöbel, und indirekt, weil nahezu alle Objekte in den Vitrinen in Koffern mitgenommen worden waren, jedenfalls nicht sinnlich-konkret. Als die Ausstellung ›Ein-Wandererland‹ prägendes Generalsymbol für das Thema Migration wiederum ist eben der Koffer unschlagbar und offenbar unverzichtbar.

Schimpf wollte bewusst nicht die großen Zusammenhänge zeigen, den soziologischen oder historischen Kontext, sondern die Ausstellung auf die Darstellung einzelner Biographien reduzieren. Die Auswahl dieser Einzelporträts erfolgte nach genauen Vorgaben: zunächst der Geschlechterproporz, sieben Männer stehen sieben Frauen gegenüber. Verschiedene Migrationshintergründe sollten ebenso repräsentiert werden wie die verschiedenen Landesteile Baden-Württembergs, darüber hinaus sollten Biographien von jungen Menschen dabei sein, um Schüler und Schülerinnen als wichtige Zielgruppe des Hauses der Geschichte besonders anzusprechen. Es waren zwei Objekte vorhanden, die auf jeden Fall ausgestellt werden sollten, eine Brezel, die Johann Michael Scheffelt, einer der nach 1848 politisch Verfolgten, mit nach Amerika genommen hatte, sowie vier nur einmal angezündete Kerzen, die Elsa Walldorf 1945 auf ihrer Flucht aus Polen nach Westdeutschland mit sich führte und die in der Familie wie eine Reliquie bewahrt worden waren.

Damit standen zwei Biographien von Anfang an fest, die anderen mussten recherchiert werden. In der Regel wurde nach Menschen mit exemplarischen und berührenden Geschichten gesucht, die die Besucher und Besucherinnen mit Aspekten der Geschichte konfrontierten, die sie sonst nicht wahrnehmen oder wahrnehmen wollen, wie beispielsweise die von Marjam Schirasi, deren Eltern 1987 aus dem Iran als politisch Verfolgte fliehen mussten, oder von Lilo Levine, die 1939 mit ihrem Bruder nach England vorausgeschickt worden war, während die Eltern, jüdische Kaufleute aus Göppingen,

44 Interview, 12.12.2006.

die Emigration der Familie vorbereiten wollten. Als Zollfahnder Wertgegenstände im Reisegepäck entdeckten, wurde der Vater verhaftet, die Mutter beging Selbstmord. In der Vitrine befinden sich ein Handtuch aus der Aussteuer, die die Mutter noch 1939 für ihre Tochter bestickt hatte, sowie das letzte Foto von beiden, das die Mutter eben mit dieser Stickerarbeit beschäftigt zeigt. Beide Objekte verweisen somit unmittelbar aufeinander, sie drücken die zukunftsorientierte Hoffnung der Mutter ebenso aus wie sie die wohlhabenden bürgerlichen Verhältnisse zeigen, aus denen Lilo Levine stammte. Durch den Kontext, das Wissen, dass sich die Mutter wenige Wochen nach Aufnahme des Fotos unter dem Druck der nationalsozialistischen Verfolgung das Leben nahm, lösen sie starke Emotionen aus.

Insgesamt sind sechs Auswanderern acht Zuwanderer gegenübergestellt; dadurch wird die Einsicht möglich, dass Auswanderung und Einwanderung nicht unabhängig voneinander betrachtet werden können, dass sie nur zwei Seiten derselben Medaille sind; schließlich ist jeder Auswanderer irgendwohin eingewandert und jeder Zuwanderer musste zunächst auswandern. Vier der dargestellten Auswanderer sind um die Mitte des 19. Jahrhunderts in die USA gegangen, teils aus politischen, teils aus wirtschaftlichen Gründen. Zwei sind Juden, die vor der Verfolgung durch die Nationalsozialisten nach England bzw. in die USA fliehen mussten. Die Schicksale der acht Zuwanderer umfassen den Zeitraum von 1900 bis in die jüngste Vergangenheit, es sind Arbeitsmigranten aus Italien (1900), der Türkei (1974) und Indien (1999) sowie eine Zwangsarbeiterin, die 1942 aus der Ukraine nach Deutschland deportiert wurde, zwei Opfer von Flucht und Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg 1945–1947, eine Spätaussiedlerin aus Rumänien sowie eine politisch Verfolgte aus dem Iran, die 1987 nach Konstanz kam.

Dieser Auswahl könnte man geographisch-ethnisch eine gewisse ›Kaukasien‹-Lastigkeit vorwerfen, auch fällt auf, dass zum Thema Einwanderung überwiegend Erfolgsgeschichten erzählt werden, bis auf diejenige von Pietro Busato, der 1900 als Gleisarbeiter nach Trochtelfingen gekommen war, relativ arm blieb und stets an Heimweh litt. Gerade bei der Auswahl der jungen Interviewpartner und -partnerinnen, die die gegenwärtige Zuwanderung repräsentieren – Güler Aydin, Amid Baid und Marjam Schirasi – spielte sicher eine Rolle, dass sie Identifikationsflächen für die Zielgruppe der Schüler und Schülerinnen bieten sowie gut Deutsch sprechen, also relativ gut integriert sein sollten.

Bei einer allfälligen Aktualisierung der letzten Station (Amid Baid, der erste IT-Spezialist, der nach Baden-Württemberg mit dem Green-Card-Modell gekommen war) erwägt Rainer Schimpf, dem ethnischen Manko abzuweichen und möglichst einen Schwarzafrikaner zu finden – doch haben auf jeden Fall der Bedeutungsgehalt der Lebensgeschichte und die Aussagekraft der Objekte Vorrang vor Fragen der Hautfarbe.



Handtuch aus der Aussteuer
1939
Haus der Geschichte
Baden-Württemberg



Pauline Guggenheim bereitet
die Aussteuer für Lilo vor
1939
Lilo Levine, Saranac Lake,
New York, USA

Abbildung 4: Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Ein-Wandererland – Photo und Objekte zu Lilo Levine (Katalog Landesgeschichte, S. 453).

Von den hier untersuchten Ausstellungen arbeitet ›Ein-Wandererland‹ mit der größten ästhetischen Reduktion. Die Präsentation bedient sich eines einzigen Formenzitats, die Objektauswahl beschränkt sich auf 24 Gegenstände oder Abbildungen, es gibt nur einen inhaltlichen Zugang, nämlich den über die Biographie. Aber gerade diese Reduktion ermöglicht Konzentration und intensive Beschäftigung mit den Details, durch die wiederum ein breites Spektrum dessen, was die Historische Migrationsforschung untersucht, sichtbar wird – die verschiedenen Hintergründe der Migration, die Stationen des Transits, Probleme der Integration, Assimilation oder Akkulturation, die Bedeutung von ›Heimat‹.

Der biographische Zugang fordert auch hier zur Identifikation und Emotionalisierung auf, allerdings nicht durch oberflächliches Nachempfinden – es schwanken keine Schiffswände, kein Wasser tröpfelt –, sondern durch Nachdenklichmachen: Man muss genau hinsehen, um zu erfassen, welche Bedeutung das bestickte Handtuch von Lilo Levine hat, aber dann

eröffnet der unscheinbare Gegenstand ein ganzes Assoziationsfeld zu Flucht, Exil und Holocaust.

Im Gegensatz zu den anderen untersuchten Ausstellungen – und auch zum oben angeführten Ellis Island Immigration Museum oder dem Museum ›Pier 21‹ im kanadischen Halifax – werden hier beide Aspekte der Migration, Ein- und Auswanderung, thematisiert. Dies führt zu einem differenzierteren Narrativ, da sich hier beide Erzählungen – die von Verlust, aber auch Chancen in Bezug auf Auswanderung, wie die von Integrationsproblemen, aber Bereicherung und Herausbildung einer multikulturellen Identität bei der Einwanderung – ergänzen und relativieren.

Ziel der Ausstellung ist die Sensibilisierung der Besucher und Besucherinnen durch die Historisierung und den Wechsel der Perspektive. Die Erkenntnis, dass es beispielsweise Probleme der Assimilation oder Akkulturation, Ausländerfeindlichkeit oder Parallelgesellschaften auch im Amerika des 19. Jahrhunderts, unter historisch anderen Rahmenbedingungen, gab, könnte helfen, gegenwärtige Diskussionen zur Zuwanderungspolitik zu versachlichen und dazu beitragen, Zuwanderung als ein notwendiges und positives Phänomen zu begreifen.

Fazit: Vom Opossumtarten lernen

Die Präsentation von Migrationsgeschichte ist Widersprüchen in drei Spannungsfeldern ausgesetzt – im Bereich der Repräsentation, der Identitätsbildung und des Narrativs.

Repräsentation – die leidigen Objekte

Erstens ist der Widerspruch zwischen dem abstrakten, gesellschaftlich hochbedeutenden Phänomen der Migration und den sie repräsentierenden oft ›banalen‹ Objekten zu lösen.⁴⁵ Zu Nuophoren, Semiophoren oder Mentefakten, also zu aussagekräftigen Bedeutungsträgern, werden diese Objekte meist nur durch längere Zusatzerklärungen – die Gefahr der ›Bleiwüste‹ droht.⁴⁶ Die Aussagekraft von Objekten ist zweifellos eines der museologischen Grundprobleme, und es ist unbestritten, dass ein Objekt in den seltensten Fällen ›spricht‹. Immer kommt es auf die Kontextualisierung innerhalb der Ausstellung an, auf schriftliche Erläuterungen kann gerade in kulturhistorischen Präsentationen selten verzichtet werden.⁴⁷

45 Braunersreuther, *Fremd im Museum*, passim.

46 Ebd., S. 37f.; zu diesen Begriffen s. Krzysztof Pomian, *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*, Berlin 2002.

47 Wohlfromm, *Museum als Medium*, S. 24; Gottfried Korff, *Die Eigenart der Museums-Dinge. Zur Materialität und Medialität des Mediums*, in: Kirsten Fast (Hg.), *Handbuch der museumspädagogischen Ansätze*, Opladen 1995, S. 17–28. Im Mai

»You must think tangentially in search of objects for migration history«, war David Forsyths Strategie, um dem immer wieder beklagten Mangel an repräsentativen Objekten zu begegnen. Allerdings läuft man mit dieser Strategie Gefahr, Objekte zu finden, die zwar am Rande durchaus das Thema Migration berühren, bei denen sich dieser Berührungspunkt allerdings nur durch umständliche Erklärungen dem Besucher oder der Besucherin erschließt. Für die Ausstellung von Migrationsgeschichte scheint in ganz besonderem Maße zu gelten, dass die Objekte erst durch den Kontext erschlossen werden können und ihnen oft die Aura fehlt.

Die Ausstellung ›Ein-Wandererland‹ zeigt allerdings, dass dies bei der richtigen Auswahl der Objekte nicht zutrifft. Das New Yorker Adressbuch von Henry Froehlich, in dem er Dollar für Dollar eingetragen hat, bei wem er etwas Geld für die Passage seines noch in Deutschland gebliebenen Vaters hatte borgen können, das Handtuch von Lilo Levine oder die weitgereiste Brezel aus Kandern zeigen, dass auch unscheinbaren Objekten, richtig kontextualisiert, eine unmittelbare historische Aura zuwächst, sei es, dass gerade die Alltäglichkeit die Frage provoziert, warum das Stück ins Museum gelangte (Brezel), sei es, dass die unmittelbar mit dem Objekt verbundene Geschichte stark emotionalisiert (Handtuch).

Daraus ergibt sich, dass man bei der Suche nach geeigneten Objekten für ein Migrationsmuseum nicht den gewöhnlichen Weg gehen kann – zunächst sollte nicht das Objekt im Vordergrund stehen, sondern die Suche nach der außergewöhnlichen Geschichte. Im besten Fall – und nur einen solchen sollte man in ein nationales Migrationsmuseum aufnehmen – finden sich dann Objekte, die diese Geschichte in spezieller Weise wirklich zu repräsentieren vermögen.

Eine in dieser Hinsicht vertane Chance ist beispielsweise der Tartan des Donald Munro Ross im National Museum of Scotland. 1822 anlässlich des legendären Besuchs von König George IV. in Edinburgh angefertigt (erst von diesem Zeitpunkt an entwickelte sich die zuvor aus besatzungspolitischen Gründen verfeimte Kleidung zur Nationaltracht), nahm ihn Ross 1864 mit, als er nach Australien auswanderte. Dort wurde die traditionell am Gürtel getragene Ledertasche, Sporral, aus einem Opossum nachgefertigt, Kopf und Klauen des Tiers sind noch deutlich erkennbar. Vor wenigen Jahren schenken Ross' Nachfahren den Tartan dem Museum of Scotland als Akt der »Repatriierung«, wie sie sagten. Er steht in der Vitrine ›Scotland and the World: Australia and New Zealand‹ inmitten von indigenen Fellkragen, Messern, Broschen und Schiffsmodellen als weiteres Exotikum – dabei könnte man ge-

2008 hat das Donauschwäbische Museum Ulm eine Tagung zum Problem der Sammlung von Objekten zur Migrationsgeschichte veranstaltet: ›Museum und Zuwanderung. Wie sammeln, erforschen und präsentieren Museen die Geschichte von Migranten‹.

rade an diesem Objekt grundlegende Muster von Migration und Identität aufzeigen, von der Konstruktion einer nationalen Identität über die Versuche ihrer Bewahrung trotz Assimilation bis zur Frage nach der Dauerhaftigkeit der Bindung an das Mutterland.



Abbildung 5: National Museum of Scotland, Scotland and the World, Australia and New Zealand, Tartan des Donald Munro Ross, 1822 (Foto: Privat, D. Owen)

Identitätsstiftung und ›Othering‹

In seinem Roman ›Der Goldtropfen‹ erzählt Michel Tournier von einem eigenartigen Museumsbesuch. Der junge algerische Arbeitsmigrant Idris gerät ins Saharamuseum, in dem eine Touristengruppe gerade die Geräte bestaunt, die bislang für ihn zum Alltag gehört hatten – und er fühlt sich, als »entreihe« man ihn »seinem eigenen Ich, als hätte seine Seele plötzlich den Körper verlassen und sehe ihn verblüfft von außen an«. ⁴⁸ Eindringlich wird hier das Moment der Verfremdung beschrieben, das prinzipiell der Rekontextualisie-

48 Michel Tournier, *Der Goldtropfen*, Hamburg 1987, S. 92–98, zit. nach: Walter Grasskamp (Hg.), *Sonderbare Museumsbesuche*, München 2006, S. 20.

rung der Objekte im Museum innewohnt.⁴⁹ In einem Museum mit migrationshistorischer Thematik wird dies allerdings problematisch.⁵⁰ Denn es konterkariert die integrative Absicht, von der die Initiative für ein Migrationsmuseum immer getragen ist.⁵¹ Der laut der Analyse von Christine Braunersreuther unvermeidliche »voyeuristische Exotismus« migrationshistorischer Ausstellungen steht diesem Ziel diametral entgegen.⁵²

Der Widerspruch zwischen dem institutionell unvermeidlichen »othering«⁵³ in der musealen Repräsentation von Migrationsgeschichte und der sozialpolitischen Integrationsabsicht lässt sich nicht zur Gänze aufheben. Zwei Wege des Umgangs mit diesem Problem sind denkbar. Zum einen kann man die Chance nutzen, in einem derartigen Museum insbesondere die Strategien von Exklusion und Inklusion zu veranschaulichen und somit bewusst zu machen, dass die Grenzlinien zwischen dem Fremden und dem Eigenen konstruiert und je nach historischem Kontext variabel und verschiebbar sind.

Zum anderen kann man versuchen, die identitätsstiftende Funktion der kollektiven Erinnerung auch im Migrationsmuseum zu nutzen. Die Definition des Museums als Identitätsstifter stammt zwar noch aus den Gründerjahren der Nationalmuseen, doch wird sie in einer »transnationalen« Perspektive auch für Migrationsmuseen postuliert.⁵⁴ Die Objekte im Museum werden eben nicht nur verfremdet, sie können auch zu Identifikationsobjekten werden, wenn die Museumsbesucher und -besucherinnen einen emotionalen Bezug zu ihnen herstellen können.⁵⁵

Am einfachsten gelingt dieser emotionale identifikatorische Zugang mit dem biographischen Ansatz. Fast alle untersuchten Museen – mit Ausnahme des National Museum of Scotland – verfolgen zumindest teilweise die

49 Gottfried Korff, Speicher und/oder Generator. Zum Verhältnis von Deponieren und Exponieren, in: ders. (Hg.), Museumsdinge. Deponieren – exponieren, Köln 2002, S. 169.

50 Braunersreuther, Fremd im Museum, S. 41f.

51 Motte/Ohliger, Kulturpolitische Strategien in der Einwanderungsgesellschaft, S. 2 sowie die Zeitschrift Standbein/Spielbein, hg.v. Bundesverband Museumspädagogik e.V., Themenheft »Migration und Integration«, 65. 2003.

52 Braunersreuther, Fremd im Museum, S. 56.

53 Zu diesem Begriff s. Johannes Fabian, Präsenz und Repräsentation: die Anderen und das anthropologische Schreiben, in: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.), Kultur, soziale Praxis, Text: die Krise der ethnographischen Repräsentation, Frankfurt a.M. 1993, S. 335–364.

54 Braunersreuther, Fremd im Museum, S. 58.

55 Zum historischen Museum als Identifikationsort und zu seiner kompensatorischen Funktion bereits Hermann Lübke, Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen, London 1982; aktuell: Fiona McLean/Andrew Newman, The Impact of Museums upon Identity, in: International Journal of Heritage Studies, 12. 2006, H. 1, S. 49–68.

Strategie, Migrationsgeschichte durch Identifikation mit Biographien nahezubringen, und sind damit erfolgreich.

Natürlich wäre es ermüdend, ein Museum auf Hunderten von Lebensgeschichten aufzubauen, doch zeigt insbesondere das Stuttgarter Beispiel, dass gerade der biographische Ansatz den Objekten die Aura zu verleihen vermag, die ihnen von sich aus oft fehlt. Daher sollte der Kern eines Migrationsmuseums individuellen Biographien gewidmet sein, oder, wie beim Jüdischen Museum Berlin, der biographische Ansatz als roter Faden durch die Ausstellung leiten.

Entscheidend ist hierfür der Mut zur didaktischen Reduktion. Die Geschichte des nach Australien ausgewanderten Ross-Clans, von der Zeit der letzten Unabhängigkeitskämpfe im 18. Jahrhundert bis heute, zentriert um den Tartan mit Opossum, kann mehr von der Geschichte Schottlands und der Diaspora erzählen als alle drei gegenwärtigen Vitrinen zu dem Thema.

Eine andere Inklusionsstrategie verfolgen die Transcultural Galleries in der Cartwright Hall in Bradford. Ziel war es, in einer von einem hohen Anteil von Einwanderern indisch-pakistanischer Herkunft geprägten Stadt ein Museum zu schaffen, das vor allem – aber nicht nur – für diese ursprünglich wenig museums-affine Bevölkerungsgruppe attraktiv sein und transkulturelle Identitäten repräsentieren sollte. Im engen Kontakt mit der Zielgruppe erarbeitete die Kuratorin Nima Poovaya Smith – selbst Angehörige dieser Gruppe – ein Sammlungs- und Ausstellungskonzept, das von postkolonialen Theoretikern wie Edward Said und Gayatri Spivak angeregt versuchte, das Fließende kultureller Grenzen und Identitäten darzustellen. So sprengen die Sammlungsgebiete und Ausstellungsthemen (›Gold und Silber‹ oder ›Islamische Kalligraphie‹) die engen geographischen Grenzen. In der Dauerausstellung versucht die Kuratorin, überraschende, die gängigen Ordnungsmuster durchbrechende Beziehungen zwischen den Exponaten herzustellen.⁵⁶

Auf das geplante deutsche Migrationsmuseum übertragen verweist dies auf den Auftrag, sich schon beim Aufbau der Sammlungen von einem immer noch national geprägten Grundkonzept zu lösen und vielmehr Themenfelder abzustecken, die das Thema Migration transnational repräsentieren und insbesondere die Wirkung der Migration auf das Einwanderungsland aufzeigen.

Narrativ – zwischen Opfererzählung und Erfolgsgeschichte

Repräsentation von Migrationsgeschichte scheint zwei Grundnarrative zu generieren. Häufig wird die Geschichte der Wanderung als ›Opfergeschichte‹ erzählt. Und auch wenn Braunersreuther dies an der veralteten Präsentation

56 Sharon Macdonald, Nationale, postnationale, transkulturelle Identitäten und das Museum, in: Rosmarie Beier-de Haan (Hg.), Geschichtskultur in der Zweiten Moderne, Frankfurt a.M. 2000, S. 123–148, hier S. 137f.

der ›Gastarbeiter‹ im Bonner Haus der Geschichte tadelt, wiederholt ihre Kritik an der Ausstellung ›Migrationen 1500–2005‹, Thematiken wie »Ablehnung oder Verzögerung von Asylanträgen, Abschiebung (beschönigend auch Rückführung genannt) und Illegalisierung« seien ausgespart worden, diese Perspektive. Denn wenn der Staat als Täter gezeigt werden soll, erscheinen die Betroffenen nach wie vor als Opfer.⁵⁷

In den untersuchten Dauerausstellungen dominierte dagegen ein anderes Narrativ. Meist wurde ein letztlich positives Ergebnis des Migrationsprozesses gezeigt, vor allem die Einwanderung nach Deutschland im Stuttgarter Haus der Geschichte Baden-Württembergs erschien durchgehend als Erfolgsgeschichte.

Auffallend ist auch, dass in Europa Dauerausstellungen zur Migrationsgeschichte vor allem Auswanderung thematisieren (zwei Einwanderungsmuseen, in Paris und Farum (Dänemark), stehen derzeit vier Auswanderungsmuseen entgegen, in Cobh (Irland), Bremerhaven, Hamburg und San Marino⁵⁸), während die weltweit ersten Migrationsmuseen in Nordamerika und Australien entstanden und natürlich Einwanderungsgeschichte darstellen. Das hat sicher vor allem mit nationalen Identitätserzählungen zu tun. Während Amerika und Australien sich als Einwanderungskontinente definieren und den Nationalmythos des ›melting pot‹ pflegten, war die Geschichte Europas komplementär dazu bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts wesentlich stärker von Auswanderung geprägt. Insbesondere aber sträubten sich deutsche Politiker lange dagegen, die Tatsache zu akzeptieren, dass die Bundesrepublik ein Einwanderungsland ist; Auswanderungsmuseen sind somit politisch weniger umstritten.

Migrationsgeschichte scheint etwas für ›Gutmenschen‹ zu sein und verführt offenbar zu moralisch einwandfreien, aber relativ selbstevidenten Grundaussagen. Dass Wanderung mit Sorgen und Nöten, aber auch Hoffnungen verbunden ist, dass Migration eine anthropologische Grundkonstante ist, die viele unserer Vorfahren und vielleicht auch uns selbst betrifft, dass eine Gesellschaft von kultureller Vielfalt profitiert, reicht nicht als Haupterzählung für ein Museum aus. Vielmehr sollte es in einem eigens für Migrationsgeschichte geschaffenen Museum um die Vielfalt der Migrationserfahrungen gehen. Um den Blick für die jeweiligen Besonderheiten der Migrationserfahrungen zu schärfen, ist es unerlässlich, sowohl chronologisch als auch geographisch in die Weite und Tiefe zu gehen. Der im Moment von DoMiD favorisierte Ansatz, sich thematisch zunächst auf die Einwanderung in die Bundesrepublik Deutschland zu konzentrieren, erscheint zu kurz ge-

57 Braunersreuther, *Fremd im Museum*, S. 48f.

58 In Belgrad wurde vor kurzem ein Migrationsmuseum gegründet, das beide Richtungen der Migration umfasst; die Liste folgt <http://www.aemi.de> (9.3.2008).

griffen und zu stark vom Sammlungskonzept des Vereins DoMiD geprägt. An dem Mangel an Objekten sollte ein Migrationsmuseum ebenso wenig scheitern müssen wie am Mangel an erzählenswerten, vielfältigen und vielleicht auch inkongruenten, einander widersprechenden Geschichten sowohl zum Aus- wie zum Einwanderungsland Deutschland, um so die Verschiedenartigkeit der »roots and routes«⁵⁹ im kollektiven Gedächtnis präsent und dieses Bewusstsein politisch fruchtbar zu machen.

Eine Dauerausstellung zur Migrationsgeschichte ist in besonders hohem Maße konfrontiert mit Problemen der Repräsentation, der Konstruktion von Identität und des Narrativs. Gerade weil sich hier Kernthemen des modernen Museums kristallisieren, wäre das Migrationsmuseum in Deutschland nicht nur vom gesellschaftlichen, sondern auch vom museologischen Standpunkt aus eines der interessantesten kulturpolitischen Projekte am Anfang des 21. Jahrhunderts.

59 Das Begriffspaar ist entnommen: James Clifford, *Routes: Travel and Translation in the Late Twentieth Century*, Cambridge, MA 1997.

Michael Schönhuth

Remigration von Spätaussiedlern: ethnowissenschaftliche Annäherungen an ein neues Forschungsfeld

Hintergrund: aktuelle Migration und Remigration von Russlanddeutschen

Die Aufnahme und Eingliederung von Deutschen aus ostmittel-, südost- und osteuropäischen Ländern stellt eine spezielle Migrationsform dar. Aussiedler bzw. Spätaussiedler (nach dem 1. Januar 1993)¹ kommen in ein Land, das ihre Vorfahren teils vor Generationen, teils vor Jahrhunderten verlassen haben. Aufnahme als »Deutsche im Sinne des Grundgesetzes« wurde bis 1992 allein aufgrund der nachgewiesenen »deutschen Volkszugehörigkeit« gewährt.

Während die Inklusion von Aussiedlern bis Ende der 1980er Jahre in vielerlei Hinsicht als geradezu mustergültiges Beispiel gelungener Einwanderungspolitik gelten kann, hat sich die Situation aufgrund des massiven Anstiegs der Aussiedlerzahlen bei gleichzeitig angespannter Arbeitsmarktlage in Deutschland in den 1990er Jahren nachhaltig verändert.² Zunehmend werden Eigengruppenfavorisierung³, binnenorientierte Netzwerkstrategien⁴,

-
- 1 Als Aussiedler bezeichnete das Bundesvertriebenengesetz bis 31.12.1992 Angehörige deutscher Minderheiten, die teilweise seit Generationen in Ostmittel-, Ost-, Südosteuropa und Asien lebten und nach Deutschland zuwanderten. Seit Inkrafttreten des Kriegsfolgenbereinigungsgesetzes von 1993 werden die Angehörigen dieser Gruppe als Spätaussiedler bezeichnet. Sie kommen fast nur noch aus den GUS-Staaten.
 - 2 Dazu schon früh Barbara Dietz/Peter Hilkes, Integriert oder isoliert? Zur Situation russlanddeutscher Aussiedler in der Bundesrepublik, in: Ines Graudenz/Regina Römhild (Hg.), Forschungsfeld Aussiedler. Ansichten aus Deutschland, Frankfurt a.M. 1996, S. 123–138; Klaus, J. Bade, Ausländer – Aussiedler – Asyl. Eine Bestandsaufnahme, München 1994.
 - 3 Joachim Brüß, Miteinander oder Nebeneinander? Zum Einfluss von Akkulturationspräferenzen und Eigengruppenfavorisierung, in: Sabine Ipsen-Peitzmeier/Markus Kaiser (Hg.), Zuhause Fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland, Bielefeld 2006, S. 63–86.
 - 4 Frauke Bastians, Die Bedeutung sozialer Netzwerke für die Integration russlanddeutscher Spätaussiedler in der Bundesrepublik Deutschland, Bissendorf 2004; Michael

Kolonienbildung⁵ und soziale Distanzierungsprozesse⁶ bei der Gruppe der Spätaussiedler sichtbar. Gleichzeitig hat sich die Integrationsbereitschaft seitens der bundesdeutschen Bevölkerung kontinuierlich verschlechtert.⁷ Spätaussiedler werden verstärkt als ethnisch fremd wahrgenommen (›Russen‹).⁸ Ihre angebliche Bevorzugung durch finanzielle Integrationshilfen weckt zusätzlich Sozialneid. Die Russlanddeutschen selbst beurteilen den eigenen Integrationserfolg ganz unterschiedlich. Die Bandbreite reicht dabei von fast vollständiger ›Angleichung‹⁹ bis zur nachhaltigen Befremdung (›den Deutschen gleichgestellte Ausländer‹¹⁰).

Mit einem Bündel von Maßnahmen versucht die bundesdeutsche Regierung seit 1993 gegenzusteuern¹¹ – mit begrenztem Erfolg. Zwar ist die

Schönhuth/Markus Gamper, Erste Auswertungsrunde der Netzwerkbefragungen von Russlanddeutschen im Bezirk Trier-Saarburg, Ms 2007.

- 5 Hans-Werner Retterath, Chancen der Kolonienbildung im Integrationsprozess russlanddeutscher Aussiedler?, in: Ipsen-Peitzmeier/Kaiser (Hg.), *Zuhause Fremd*, S. 129–149.
- 6 Waldemar Vogelgesang, Religiöse Segregation und soziale Distanzierung – dargestellt am Beispiel einer Baptistengemeinde zugewanderter Spätaussiedler, in: Ipsen-Peitzmeier/Kaiser (Hg.), *Zuhause Fremd*, S. 151–169.
- 7 Eugen Eichelberg, Die Einstellung der Einheimischen gegenüber dem Zuzug von Aussiedlern in den 1990er Jahren, in: Daniela Franzke/Michael Schönhuth (Hg.), *Russlanddeutsche. Der Einfluss soziokultureller Faktoren auf den Integrationsprozess von Spätaussiedlern*, Saarbrücken 2003, S. 105–116; Barbara Dietz, Aussiedler in Germany. From Smooth Adaptation to Tough Integration, in: Leo Lucassen/David Feldman/Jochen Oltmer (Hg.), *Paths of Integration. Migrants in Western Europe (1880–2004)*, Amsterdam 2006, S. 116–136.
- 8 Michael Schönhuth, Heimat? Ethnische Identität und Beheimatungsstrategien einer entbetteten »Volksgruppe« im translokalen Raum, in: Ipsen-Peitzmeier/Kaiser (Hg.), *Zuhause Fremd*, S. 365–380; Barbara Pfetsch, In Russia we were Germans, and now we are Russians – Dilemmas of Identity Formation and Communication among German-Russian Aussiedler, Berlin 1999.
- 9 Zu Formen der Eigenwahrnehmung von Integration bei Russlanddeutschen vgl. Irene Tröster, Wann ist man integriert? Eine empirische Analyse zum Integrationsverständnis Russlanddeutscher, Frankfurt a.M. 2003. Sie unterscheidet drei Deutungsmuster zum Integrationsprozess: ›Zurechtkommen‹, ›Mithalten‹, ›Gleichen‹.
- 10 Michael Schönhuth, Russlanddeutsche: Den Deutschen gleichgestellte Ausländer. Integration und Identität von russisch-deutschen Aussiedlern in Trier. Video VHS Farbe, 43 Min. Ethnologie: Michael Schönhuth. Buch und Regie: Andrea Haller, Jannette Janko, Kirsten Joppe. In Zusammenarbeit mit dem IWF, Göttingen. Göttingen/Trier 1999; Franzke/Schönhuth (Hg.), *Russlanddeutsche*.
- 11 So enthält das am 21.12.1992 beschlossene Kriegsfolgenbereinigungsgesetz neben der jährlichen Höchstgrenze von Zuzugsgenehmigungen für Aussiedler streng definierte Bedingungen für die Aufnahme als ›Deutsche im Sinne des Grundgesetzes‹, unter anderem obligatorische Sprachtests schon im Herkunftsland.

Zahl der Ausreiseanträge inzwischen auf ein Minimum zurückgegangen.¹² Fehlende oder nichtanererkennungsfähige berufliche Abschlüsse aus dem Herkunftsland, mangelnde Sprachkompetenz, aber auch tatsächliche oder vermutete nicht kompatible Arbeitsplatzanforderungen führen dazu, dass sich gerade von Arbeitslosigkeit besonders stark betroffene Spätaussiedler mit höherer Bildung¹³ umorientieren und Remigrationsstrategien entwerfen.¹⁴ Auch für junge, im Eingliederungsprozess immer häufiger blockierte bzw. marginalisierte Aussiedler (Motto: ›ein bisschen deutsch, aber hauptsächlich ganz unten‹)¹⁵ stellt die Remigration eine zweite Chance dar.

Die Entscheidung zur Remigration wird noch durch ein im Vergleich zu den 1990er Jahren verändertes politisches Klima gegenüber Russlanddeutschen in den Herkunftsländern verstärkt, die aufgrund günstiger ökonomischer Entwicklungen an einer Rückkehr ihrer meist gut ausgebildeten, nun auch noch im kapitalistischen Westen erfahrenen ehemaligen Landsleute ein wachsendes Interesse haben. Die jüngste Entwicklung deutet darauf hin,

-
- 12 Von über 200.000 Ausreiseanträgen pro Jahr Anfang der 1990er Jahre auf nur noch etwas über 7.000 Personen 2006 (Aussiedler und deren Angehörige: Monatsstatistik, Bundesverwaltungsamt 2007, http://www.migration-info.de/dum_doks/D_200612_Monatsstatistik.pdf, 12.10.2007); Zu den sich wandelnden politischen Verhältnissen und den Auswirkungen auf die Einwanderungsregime s. auch Barbara Dietz, East West Migration Patterns in an Enlarging Europe: The German Case, in: *The Global Review of Ethnopolitics*, 2. 2002, H. 1, S. 29–43, http://www.ethnopolitics.org/ethnopolitics/archive/volume_II/issue_1/dietz.pdf (8.4.2008); dies., Ost-West-Migration im Kontext der EU-Erweiterung, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 5-6, 2.2.2004, S. 41–47.
- 13 Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit (IAB), *Verkehrte Welt. Spätaussiedler mit höherer Bildung sind öfter arbeitslos*, IAB Kurzbericht, Ausg. 8/2.4, 2007; Dirk Konietzka/Michaela Kreyenfeld, Die Verwertbarkeit ausländischer Bildungsabschlüsse. Das Beispiel der Aussiedler auf dem deutschen Arbeitsmarkt, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 30. 2001, S. 267–282; allgemein zur Problematik hochqualifizierter Migranten in Deutschland: Birgit Rommelspacher, *Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft*, Frankfurt a.M./New York 2002.
- 14 Eine empirische Studie im Berliner Verwaltungsbezirk Marzahn-Hellersdorf, in dem ca. 20.000 Spätaussiedler wohnen, erbrachte kürzlich 1 Prozent, die sich definitiv schon zur Rückkehr entschlossen haben, 64 Prozent, die eine Rückkehr ausschließen und knapp 20 Prozent, die vor einer Entscheidung die weitere Entwicklung abwarten wollen: Hanna Haupt/Manfred Wockenfuß, *Soziale Integration – soziale Lage – subjektive Befindlichkeiten von Spätaussiedlern in Marzahn-Hellersdorf 2006*, Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum Berlin-Brandenburg e.V., Juli 2007.
- 15 Ulrich Reitemeier, Im Wechselbad der kulturellen Identitäten. Identifizierungs- und De-Identifizierungsprozesse bei russlanddeutschen Aussiedlern, in: Ipsen-Peitzmeier/Kaiser (Hg.), *Zuhause Fremd*, S. 223–240; Barbara Schramkowski, Aber bei den Leuten angenommen zu sein, da fehlt es. Junge SpätaussiedlerInnen zwischen Integration und Ausgrenzung, in: Frank Swiaczny/Sonja Haug (Hg.), *Neue Zuwanderergruppen in Deutschland*, Wiesbaden 2006, S. 83–96.

dass es sich nicht mehr nur um Einzelfälle handelt (ca. 8.000 Rückkehrwillige zwischen 2005 und Ende 2007).¹⁶ Dementsprechend wird die aufgrund von Medienberichten¹⁷ bekannt gewordene und inzwischen in Karlsruhe formell eingerichtete, bundesweit einzige offizielle Beratungsstelle für rückkehrwillige Aussiedler mit Anfragen überhäuft.¹⁸

Spätaussiedler kehren dabei nicht nur in ihre ursprünglichen eher ländlich-kleinstädtisch strukturierten Herkunftsgebiete zurück (Russland, Kasachstan, in geringerem Maße Ukraine und Polen¹⁹), sie wandern auch in wirtschaftlich prosperierende städtische Agglomerationen Russlands oder Kasachstans aus. In jüngster Zeit wagen enttäuschte russlanddeutsche Spätaussiedler mit vorwiegend landwirtschaftlichem Hintergrund, angelockt von günstigen Pachtpreisen, sogar den Sprung von Deutschland in die Steppengebiete des paraguayischen Gran Chaco.²⁰ Sie werden so Teil internationalisierter Migrationsströme, in denen Deutschland nur noch Durchgangsstation in einem global angelegten Migrationskontext wird.

-
- 16 Die Zahlen sind Schätzungen aus verschiedenen Quellen. Empirisch belastbar sind dabei die Zahlen in Haupt/Wockenfuß, Soziale Integration, und die Beratungst Statistik der einzigen offiziellen Beratungsstelle für remigrierende Spätaussiedler in Karlsruhe, die derzeit in Trier zweitausgewertet wird. Bundesstatistisch wird nur die Zahl der jährlich ausreisenden (und nach Deutschland zurückkehrenden) Deutschen erfasst, zu denen Spätaussiedler ja gehören.
- 17 Z.B. Nadja Baeva, So schnell wie möglich zurück. Russlanddeutsche kehren Deutschland den Rücken. Radiofeature, dradio.de, <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/dlffmagazin/500570/> 11.05.2006, 00:00 Uhr (8.4. 2008); Bundesministerium des Innern (BMI), Wenn das Heimweh zu stark wird – Aussiedler kehren zurück, Infodienst. Deutsch-russische Ausgabe, Berlin 2006; <http://www.bmi.bund.de/Internet/Content/Common/Anlagen/Broschueren/2006/InfoDienst49,templateId=raw,property=publicationFile.pdf/InfoDienst49.pdf> (8.4.2008).
- 18 Zwischen 2005 und Ende 2007 wurden allein in der in Bielefeld informell gestarteten und inzwischen in Karlsruhe offiziell fortgeführten Beratungsstelle von Heimatgarten mehr als 300 Remigrationsfälle (mit ca. 1.000 Familienmitgliedern) betreut (Mündl. Mitteilung Elmar Welt, Karlsruhe, Heimatgarten, 8.4.2008).
- 19 Zur Rückwanderung nach Polen vgl. Edda Currle, Theorieansätze zur Erklärung von Rückkehr und Remigration, in: soFid. Migration und ethnische Minderheiten, 2006, H. 2, http://www.gesis.org/Information/soFid/pdf/Migration_2006-2.pdf (8.4.2008): Bis 1990 reisten sehr viele Aussiedler aus Polen aus. Bei den aktuellen Wanderungen von Deutschland nach Polen geht man davon aus, dass es sich in der Hauptsache um die Rückkehrmigration ehemaliger Aussiedler handelt; Edda Currle, Migration nach Polen, in: Sonja Haug/Frank Swiaczny (Hg.), Migration in Europa. Vorträge der 6. Tagung des Arbeitskreises Migration – Integration – Minderheiten der Deutschen Gesellschaft für Demographie (DGD) in Zusammenarbeit mit dem europäischen forum für migrationsstudien (efms), Wiesbaden, 5.11.2004, Wiesbaden 2005, S. 65–78, hier S. 69–71.
- 20 Vgl. z.B. das kommerzielle Unternehmen Neufeld-Kolonie: www.paraguay.semljaki.info (1.1.2008); kritische Stimmen dazu: <http://www.paraguay-forum.de/thema.php?id=40333> (8.4.2008).

Remigrationsforschung in Deutschland

Der Begriff Remigration kann auf Personen angewendet werden, die »in ihr Herkunftsland zurückkehren, nachdem sie eine signifikante Zeit nicht im Land verbracht haben.«²¹ Dabei wird zwischen dauerhafter (ab einem Jahr Aufenthalt) und temporärer Migration (unter einem Jahr Aufenthalt) sowie zwischen freiwilliger und erzwungener Rückkehr unterschieden.²² Die zirkuläre Migration definiert eine mehrfache Hin- und Rückwanderung.²³ Als weitere Typen lassen sich ausmachen: »Rückkehr von im Ausland ausgebildeten Fachkräften, die Rückkehr nach der Pensionierung, die ›Rückkehr der helfenden Hände‹, d.h. nach humanitären Einsätzen oder von Entwicklungshelfern, die Rückkehr von Militärpersonal und die erzwungene Rückkehr.«²⁴ In Deutschland war die Rückkehr von ›Gastarbeitern‹²⁵ die bislang quantitativ bedeutendste Rückkehrbewegung. Während in den 1980er Jahren das Interesse am Thema Remigration deutlich nachließ, rückte es nach dem Zerfall des Ostblocks und mit der Zunahme temporärer Wanderungsbewegungen, der steigenden Anzahl illegaler Migranten und abgelehnter Asylbewerber sowie infolge der Fluchtbewegungen innerhalb Europas während der Jugoslawien-Krise wieder vermehrt in den Blickpunkt der politischen und wissenschaftlichen Aufmerksamkeit.²⁶

Mit dem Rückkehrhilfegesetz von 1983 und der Tätigkeit des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BAMF) existiert in der Bundesrepublik auch ein ordnungspolitisches Instrumentarium und eine vom Bund initiierte, anwendungsbezogene Auftragsforschung in diesem Bereich.²⁷ Im Gegensatz

21 Currle, Theorieansätze, S. 8.

22 Wobei diese beiden Kategorien nicht immer trennscharf sind. »Eine freiwillige Rückkehr kann auf Initiative der Migranten und mit Hilfe des jeweiligen Staates oder unterstützender Organisationen erfolgen. In der Kategorie der erzwungenen Rückkehr (›forced migration‹) werden Begriffe wie ›Rückführung‹, ›Abschiebung‹, ›Ausweisung‹ oder ›Deportation‹ verwendet« (Currle, Theorieansätze, S. 9).

23 Das kurzfristige bzw. temporäre Hin- und Herwandern von Migranten wird in der neuesten Migrationsliteratur unter dem Begriff der ›zirkulären Migration‹ subsumiert, die auf längere Sicht zur Herausbildung gesellschaftsumspannender transnationaler Netzwerke führen könnte; s. Steffen Angenendt, Zirkuläre Migration. Ein tragfähiges migrationspolitisches Konzept?, in: SWP-Aktuell 27, Stiftung für Wissenschaft und Politik, Berlin 2007, S. 1–4.

24 Currle, Theorieansätze, S. 8.

25 Vgl. dazu Beatrix Brecht, Analyse der Rückkehr von Gastarbeitern, Berlin 1995.

26 Klaus J. Bade, Migration, Migrationsforschung, Migrationspolitik. Bericht für das Goethe-Institut, München 2003, S. 16.

27 Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF), Dokumentation Expertentreffen ›Erfahrungsaustausch freiwillige Rückkehr‹ im Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, 27.–29.6.2006, <http://www.bamf.de/.../dokumentation-expertentreffen-2006-06-29-27.pdf> (7.6.2007); Axel Kreienbrink u.a., Rückkehr aus Deutschland.

zu anderen Migrationsgruppen gibt es für die Rückkehr von Spätaussiedlern allerdings bisher keine Politik der Bundesregierung²⁸ und auch noch kaum wissenschaftliche Grundlagenforschung.²⁹ Der vorliegende Beitrag möchte dazu anregen, verstärkt in dieses Forschungsfeld zu investieren, und zwar mit einem explizit ethnowissenschaftlichen Fokus.³⁰

Neuere Theorieansätze zu Remigration

Neuere wissenschaftliche Ansätze zur Rückkehrmigration gehen bis in die 1960er Jahre zurück. Es waren aber die 1980er Jahre, die mit der aufkommenden politischen Debatte zu freiwilligen Rückkehrprogrammen die ersten wissenschaftlichen Sammelpublikationen zum Thema produzierten.³¹ Für die Erklärung von Remigration wurden seit dieser Zeit ganz unterschiedliche wissenschaftliche Modelle herangezogen, die jüngst in zwei Überblicksaufätzen resümiert wurden.³²

Neoklassische und ›new Economics‹-Ansätze setzen auf individuelle ›rational choice‹-Modelle zur Erklärung der Remigrationsmotivation. Dabei sieht der neoklassische Ansatz eine Rückkehr ins Heimatland als Ergebnis einer fehlgeschlagenen Migration, bei der der Migrant die Kosten der Migration falsch kalkuliert und den erwarteten höheren Nutzen nicht erreicht

Forschungsstudie 2006 im Rahmen des Europäischen Migrationsnetzwerks, Bundesamt für Migration und Flüchtlinge [2008].

- 28 So wurde selbst bei einem großen Expertentreffen des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge im Juni 2006 zum Thema ›Erfahrungsaustausch freiwillige Rückkehr‹ die Remigrationstendenz von Russlanddeutschen noch nicht einmal angesprochen (s. BAMF, Dokumentation Expertentreffen 2006).
- 29 Erste anwendungsbezogene Forschungsarbeiten sind gerade angelaufen: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Rückkehr und Rückkehrförderung. Laufendes Forschungsprojekt, Ansprechpartnerin: Tatjana Baraulina (Stand April 2008).
- 30 Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), *Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder*, Berlin 2007; Tsypylma Darieva, *Migrationsforschung in der Ethnologie*, in: ebd., S. 69–93; vgl. dazu schon früher: Peter Bräunlein/Andrea Lauser (Hg.), *Ethnologie der Migration. Themenheft. Kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, 1997, H. 10; Catherine B. Brettell/James F. Hollifield (Hg.), *Migration Theory. Talking across Disciplines*, New York 2000, S. 1–26.
- 31 Daniel Kubat (Hg.), *The Politics of Return. International Return Migration in Europe. Proceedings of the First European Conference on International Return Migration, Rome, 11.–14.11.1981*, New York 1984.
- 32 Jean-Pierre Cassarino, *Theorising Return Migration: The Conceptual Approach to Return Migrants Revisited*, in: *International Journal on Multicultural Societies*, 6. 2004, S. 253–279; für den deutschen Sprachraum: Currlé, *Theorieansätze. Allgemein zusammenfassend zu Migrationstheorien: Sonja Haug, Klassische und neuere Theorien der Migration* (Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, Arbeitspapiere Nr. 30), Mannheim 2000.

hat.³³ Neue Migrationsökonomie-Ansätze argumentieren mit demselben Modell, sehen aber in der Remigration eher das Ergebnis kalkulierter Risiken einer von vornherein auf Probe angelegten Migration. Auch rücken sie von einem rein individualistischen Erklärungsansatz ab und untersuchen die Rückkehrentscheidung auf der Ebene von Familien- und Haushaltsstrategien.³⁴ Rücküberweisungen spielen bei diesem Erklärungsansatz eine wichtige Rolle.³⁵ Kritisch merkt Cassarino an, dass beide ökonomischen Erklärungsansätze das Rückkehrphänomen zu isoliert fassen, »without correlating them with contextual factors at home.«³⁶

Strukturelle Erklärungsansätze, wie sie zum Beispiel schon früh von Cerase entwickelt wurden, gehen davon aus, dass Migranten die Realitäten der Herkunftsländer in Bezug zu ihren Erwartungen setzen, die sie an das Aufnahmeland haben, um dann eine Entscheidung für oder gegen Remigration zu treffen.³⁷ Dabei werden Rückkehrertypen entwickelt, wie z.B. die Rückkehr aufgrund von Misserfolg (›return of failure‹), Nichtanpassungsfähigkeit an den neuen sozialen Kontext (›return of conservatism‹), Altersruhesitzwunsch (›return of retirement‹) bzw. unternehmerischen Strategien (›return of innovation‹).³⁸

Gmelch wies auf die situativen Faktoren und damit auf die Kontingenz von Rückkehrentscheidungen hin, die Remigranten dazu zwingen, Rückkehrentscheidungen unzureichend informiert und unvorbereitet (›ill prepared‹)³⁹ zu treffen. Mit der Frage der Nachhaltigkeit von Remigration rückten zwei neue Variablen in den Fokus der Forschung: Zeit und Raum. Die Frage der Resozialisierung im Herkunftsland hängt einerseits eng mit der Dauer der Migrationserfahrung zusammen⁴⁰, andererseits aber auch mit der sozialen Rückkehrumgebung (materielle und Verhaltenserwartungen von zurück

33 M.P. Todaro, A Model of Labor Migration and Urban Unemployment in Less Developed Countries, in: *The American Economic Review*, 59. 1968, S. 138–148; vgl. Cassarino, *Theorising Return Migration*, S. 255.

34 Oded Stark, *The Migration of Labor*, Cambridge 1991; zusammenfassend auch Haug, *Klassische und neuere Theorien der Migration*, S. 7f.

35 A. Constant/Douglas S. Massey, Return Migration by German Guestworkers: Neoclassical versus New Economic Theories, in: *International Migration*, 40. 2002, H. 4, S. 5–38.

36 Cassarino, *Theorising Return Migration*, S. 257.

37 Francesco P. Cerase, Expectations and Reality: A Case Study of Return Migration from the United States to Southern Italy, in: *International Migration Review*, 8. 1974, H. 2, S. 245–262.

38 Cassarino, *Theorising Return Migration*, S. 257f.

39 George Gmelch, Return Migration, in: *Annual Review of Anthropology*, 9. 1980, S. 135–159, hier S. 143.

40 Russell King (Hg.), *Return Migration and Regional Economic Problems*, London 1986.

bleibenden Freunden und Verwandten) sowie mit der Rückkehrlokalität (ländlich, rückständig versus investitions-/unternehmerfreundlich).

Cassarino kritisiert an der strukturalistischen Position die Tendenz »to limit the experience of migration of the returnees to mere acquisition of skills [...] and to the use of foreign earned income« sowie das insgesamt stark Zentrum-/Peripherie-lastige Modell (>moderne« Zielländer/>traditionelle« Herkunftsländer).⁴¹

Die Transnationalismus-Ansätze lösen in den 1990er Jahren diese relativ starre Sichtweise auf.⁴² Ziel es ist es nun, die Dynamik von Migrationsbeziehungen erklären zu können, bei der Rückkehr nicht den Endpunkt einer Migrationsgeschichte markiert, sondern Teil einer zirkulären Migration wird: Transnationale Migranten unterhalten danach oft persönliche Netzwerke über nationalstaatliche Grenzen hinweg und betreiben Ressourcenmobilisierung innerhalb ihrer transnational aufgespannten – oft ethnisch strukturierten – Community. »Ihre subjektiven Eindrücke der Heimat und ihre selbst zugeschriebene Identität nehmen Einfluss auf ihre Entscheidung zur Rückkehr und auf den Prozess der Reintegration. Rückkehr findet dann statt, wenn genügend Ressourcen erworben wurden und die Bedingungen im Heimatland als günstig erachtet werden.«⁴³ Wichtig wird in diesem Zusammenhang die Rolle der Diasporas als spezifischer Typ von transnationaler Gemeinschaft, aber auch die zunehmend hybriden Identitätswürfe der Migranten: »The development of new identities among migrants, who are anchored (socially, culturally and physically) neither in their place of origin nor in their place of destination.«⁴⁴

Netzwerktheorien schließen an den Transnationalismusansatz an, betonen jedoch die Ungebundenheit grenzüberschreitender Interessennetzwerke von ethnischen Bindungen. Die Mobilisierung von während der eigenen Migrationsgeschichte erworbenen Ressourcen (symbolischer oder materieller Art) ist dabei abhängig von der Interessenübereinstimmung und der Investitionsbereitschaft der Netzwerkakteure.⁴⁵ Unter Berücksichtigung der Faktoren Ressourcenmobilisierung und Vorbereitetsein auf die Rückkehr entwi-

41 Cassarino, *Theorising Return Migration*, S. 260; zur Kritik klassischer Migrationsansätze s. auch Haug, *Klassische und neuere Theorien der Migration*, S. 10–16.

42 Schon früh: Klaus J. Bade (Hg.), *Auswanderer – Wanderarbeiter – Gastarbeiter. Bevölkerung, Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts*, Ostfildern 1984, Bd. 2: 6. Sektion: Transnationale Migration im internationalen Vergleich; zum Konzept der transnationalen Migration: Ludger Pries (Hg.), *Transnationale Migration (Soziale Welt, Sonderbd. 12)*, Baden-Baden 1997.

43 Currell, *Theorieansätze*, S. 18.

44 Nadje Al-Ali/Khalid Koser (Hg.), *New Approaches to Migration. Transnational Communities and the Transformation of Home*, London/New York 2002, S. 4.

45 Cassarino, *Theorising Return Migration*, S. 265.

ckelte Cassarino daraus ein Modell, das den Vorteil hat, verschiedene Migrationstypen nach Art ihrer Freiwilligkeit und Nachhaltigkeit zu unterscheiden⁴⁶ und dies unabhängig vom rechtlichen Status, den die Migranten in der Aufnahmegesellschaft erlangt haben.⁴⁷ Für die Erklärung von (Spät-)Aussiedler-Remigration scheint es in hohem Maße anschlussfähig.

Besonderheiten der (Spät-)Aussiedler-Remigration

Die Untersuchungsgruppe stellt in mehrfacher Hinsicht eine Besonderheit dar. Spätaussiedler unterscheidet von allen anderen aus Deutschland remigrierenden Gruppen ihr spezifischer Staatsbürgerstatus: Obwohl nicht in Deutschland geboren und wie andere Migranten in die Bundesrepublik eingewandert, haben sie als ›deutsche Volkszugehörige‹ die deutsche Passnationalität, häufig auch die doppelte Staatsbürgerschaft⁴⁸ (Russland verlangt in

46 Zum ersten Typus zählen Rückkehrer, deren hoher Grad an ›preparedness‹ ihnen erlaubt, ihre Rückkehr autonom zu organisieren. Diese Personen hatten genug Zeit, ihre Ressourcen für eine positiv verlaufende Rückkehr zu mobilisieren sowie Kosten und Nutzen einer Rückkehr gegeneinander abzuwägen. Durch Kontakte im Herkunftsland sind sie in der Lage, die dortigen Entwicklungen in ihre persönliche Analyse einfließen zu lassen. Cassarino geht hier von einer Aufenthaltsdauer von mindestens vier Jahren aus. Personen der zweiten Kategorie hingegen sind auf ihre Rückkehr schlechter vorbereitet, da ihre Aufenthaltsdauer im Aufnahmeland zu kurz war, um genügend materielle und immaterielle Ressourcen zu mobilisieren. Diese Migranten gehen davon aus, dass die Kosten für einen weiteren Aufenthalt höher liegen als die Kosten einer Rückkehr. Cassarino legt für diese Kategorie die Zeitspanne der Aufenthaltsdauer fest auf sechs Monate bis zu drei Jahren. Überhaupt nicht auf eine Rückkehr vorbereitet sind schließlich Personen, die das Aufnahmeland z.B. aufgrund von Abschiebungsanordnungen verlassen müssen und keinerlei Motivation besitzen, in ihr Heimatland zurückzukehren, da sie die Umstände im Aufnahmeland als wesentlich günstiger beurteilen; Cassarino, *Theorising Return Migration*, S. 272–274.

47 Die dazu gehörende These lautet: Je höher das Level an ›preparedness‹ ausfällt, die wiederum von ›willingness‹ und ›readiness‹ abhängt, desto wahrscheinlicher werden die positiven Effekte für das Herkunftsland; Cassarino, *Theorising Return Migration*, S. 271f.

48 Zur Diskussion über die doppelte Staatsbürgerschaft in Deutschland s. Irene Götz, *Zündstoff doppelte Staatsbürgerschaft. Zur Veralltäglichung des Nationalen*, Münster 2000. Zur gesetzlichen Behandlung in Deutschland: Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten Wolfgang Bosbach, Erwin Marschewski (Recklinghausen), Meinrad Belle, weiterer Abgeordneter und der Fraktion der CDU/CSU, Deutscher Bundestag Drucksache 14/9815, 14. Wahlperiode, 22.7.2002: »Spätaussiedler und ihre mit ihnen aufgenommenen Familienangehörigen erwerben die deutsche Staatsangehörigkeit nach § 7 StAG kraft Gesetzes mit Ausstellung der Spätaussiedlerbescheinigung, ohne dass sie die bisherige Staatsangehörigkeit aufgeben müssen. Soweit das Staatsangehörigkeitsrecht ihrer Herkunftsstaaten dies vorsieht, erwerben ihre in Deutschland geborenen Kinder dann bereits mit der Geburt neben der deutschen auch deren Staatsangehörigkeit«; <http://www.>

der Regel nicht die Rückgabe des russischen Passes bei der Ausreise nach Deutschland). Es ist anzunehmen, dass dies die (vorläufige) Rückkehrentscheidung, aber auch transnational angelegte Arbeits- und Lebensentwürfe im Prinzip erleichtert.⁴⁹

Ihr besonderer Status als Deutsche verhindert es bisher, dass Spätaussiedler in den Genuss von migrationspolitischen Programmen der freiwilligen Rückkehr⁵⁰ kommen. Spätaussiedler haben als deutsche Staatsbürger das Recht, ihren Lebensmittelpunkt in ein beliebiges Land zu verlegen, aber wie alle anderen Deutschen auch keinen Anspruch auf finanzielle Unterstützung seitens des Staates, zumal sie schon in den Genuss von Eingliederungshilfen bei der Einreise und Niederlassung in der Bundesrepublik gekommen sind. Eine solche Doppelförderung stünde auch im Widerspruch zur integrationsorientierten Aussiedlerpolitik der Bundesregierung.⁵¹ Staatliche Stellen tun sich schwer zu akzeptieren, dass ein kleiner Teil der Spätaussiedler sich, wie »ganz gewöhnliche Migranten«, unter Umständen zur Rückkehr entschließt.⁵² Auf der anderen Seite legen die Staaten, in die sie zurückkehren, derzeit Förderprogramme auf, die abgewanderte deutschstämmige Bewohner zur Rückkehr bewegen sollen.⁵³ Diese ganz besonderen Voraussetzungen erfordern eine sorgfältige Analyse der komplexen Bestimmungsfaktoren für die Migrationsentscheidung in Deutschland und im Zielland.

bmi.bund.de/cln_028/nn_164892/Internet/Content/Themen/Staatsangehoerigkeit/Einzelseiten/Doppelte_Staatsangehoerigkeit_Mehrstaatigkeit.html (8.4.2008).

- 49 Zur Rolle der Passnationalität am Beispiel rückkehrender Türken: Barbara Wolbert, *Der getötete Paß. Rückkehr in die Türkei. Eine ethnographische Migrationsstudie*, Berlin 1995.
- 50 BAMF, Dokumentation Expertentreffen 2006. Eine Ausnahme auf Landesebene bildet derzeit die Richtlinie »Landesförderung Freiwillige Rückkehr« des baden-württembergischen Innenministeriums, innerhalb der auch ein Projekt zur Spätaussiedlerberatung gefördert wird; <http://www.rp.baden-wuerttemberg.de/servlet/PB/menu/1227747/index.html> (12.4.2008).
- 51 Aus dem Briefverkehr zwischen dem Geschäftsführer der AWO Heimatgarten und dem Ministerium des Innern sowie dem Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten.
- 52 Von den 16 Millionen Europäerinnen und Europäern, die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in die USA auswanderten, kehrte z.B. rund ein Viertel in ihre Herkunftsländer zurück; George Gmelch, *Return Migration*, in: *Annual Review of Anthropology*, 9. 1980, S. 135–159.
- 53 RIA Novosti: »Russland konzipiert Programm für Rückkehr deutschstämmiger Bürger«, 3.9.2007; Handelsblatt: »Kasachstan ruft Aussiedler zur Rückkehr auf«, 31.1.2007; *Moscow Times*: »Kremlin Reaches Out to Homesick Germans«, 13.9. 2007; Russland aktuell: »Kaliningrad: Umsiedler-Programm zwischen Soll und Haben«, 31.8.2007, http://www.kaliningrad.aktuell.ru/kaliningrad/im_gebiet/kaliningrad_umsiedler_programm_zwischen_soll_und_haben_115.html (8.4. 2008); Russland aktuell: »Kaliningrad: Keine deutsche Hilfe für Übersiedler«, 3.8.2007, http://www.kaliningrad.aktuell.ru/kaliningrad/stadtnews/artikel_261.html

Generell zeigen empirische Befunde intergenerationaler Migrationsforschung einen klaren Trend in Richtung stärkeren kulturellen und sozialen Kontakts bei der zweiten Generation der Migrantinnen und Migranten. Dies scheint bei (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedlern anders zu sein, bei denen hohe ethnische Identifikation ja nicht am Ende des Eingliederungsprozesses steht, sondern an dessen Anfang bzw. die ein zentrales Migrationsmotiv darstellt. Dies führt unter anderem zu einer größeren sozialen Distanz zur Aufnahmegesellschaft bei der Folgegeneration als bei ihren Eltern.⁵⁴ Der Frage der Wiedereingliederung mitreisender Kinder im Remigrationsprozess sollte deshalb besondere Beachtung geschenkt werden. Dies ist vor dem Hintergrund der Begründung vieler Aussiedler relevant, nach Deutschland gekommen zu sein bzw. hier auch prekäre soziale Lagen für sich zu akzeptieren, »damit es den Kindern mal besser geht«.⁵⁵

Auch begrifflich stellt die Spätaussiedlermigration besondere Ansprüche. Der Begriff der Repatriierung, der in der Regel eine (geförderte) Rückkehr von (Kriegs-)flüchtlingen in ihr Heimatland umschreibt, trifft den Migrationsprozess der (Spät-)Aussiedler nicht richtig. Die Auswanderung in früheren Jahrhunderten war freiwillig, die »Repatriierung« nach Deutschland erfolgt erst viele Generationen später. Auch der Begriff der Rückkehrmigration ist ungenau und trifft weder bei der Ausreise nach Deutschland vollends zu⁵⁶ noch bei der Rückkehr ins Herkunftsland, die ja rein rechtlich eine simple Auswanderung von Deutschen in ein Land ihrer Wahl darstellt. Der Begriff der Diaspora mag die Situation mancher Rückkehrwilligen beschreiben. Auch die gelegentlichen Abschottungstendenzen in der Bundesrepublik tragen diasporische Züge. Faktisch aber stellten vor allem Stalins Vertreibungen aus ihren geschlossenen Siedlungsgebieten eigentliche Diasporasituationen (unfreiwilliges Exil) für Russlanddeutsche her. Dementsprechend taucht der Begriff derzeit auch vor allem im politischen Diskurs von russlanddeutschen Verbänden in Russland auf, die vor dem Hintergrund der durch die Emigration nach Deutschland immer verstreuteren Siedlungsweise die Russland-

54 Bernhard Nauck, Integration und Familie, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 22.–23. 2007, <http://www.bpb.de/publikationen/DO9FPD.html> (10.10.2007); Anja Steinbach/Bernhard Nauck, Die Wirkung institutioneller Rahmenbedingungen für das individuelle Eingliederungsverhalten von russischen Immigranten in Deutschland und Israel, in: Regina Metze/Kurt Mühler/Karl D. Opp (Hg.), Normen und Institutionen: Entstehung und Wirkungen. Theoretische Analysen und empirische Befunde, Leipzig 2000, S. 299–320.

55 Christoph Antweiler/Michael Schönhuth, Ethnische und transethnische Netzwerke als soziales Kapital, 2008, http://www.netzwerk-exzellenz.uni-trier.de/filebase/plakate/plakat_III_03.pdf (31.3.2008).

56 »Grundsätzlich wird der Begriff der Rückkehrmigration verwendet, wenn Personen in ihr Herkunftsland zurückkehren, nachdem sie eine signifikante Zeit nicht im Land verbracht haben«; Currie, Theorieansätze, S. 7.

deutschen »ins kritische Stadium ihrer Existenz als einer eigenartigen Völkerschaft« treten sehen.⁵⁷ Das stellt die Thematik begriffstheoretisch vor besondere Aufgaben, macht sie aber auch forschersich so interessant.

Einflussfaktoren für Rückkehrentscheidungen bei Spätaussiedlern – ein Arbeitsmodell

Im Bemühen, Migration als »normales Phänomen«, als »Konstituens der *Conditio humana*«⁵⁸ zu begreifen, geht der Wissenschaft mitunter die Einsicht verloren, dass weite Teile des gesellschaftlichen und individuellen Lebens durchaus (auch längerfristig) ortsgebunden sind.⁵⁹ Der ethnowissenschaftlichen Migrationsforschung geht es um die Erforschung der Untersuchungsphänomene in lebensweltlichen Zusammenhängen. Bedeutung und Dynamik von Migration werden am Beispiel konkreter Subjekte, Haushalte oder Gruppen, spezifischer sozialer Beziehungen oder Netzwerke untersucht.⁶⁰ Wie Darieva hervorhebt, ist es das Ziel ethnologischer Migrationsforschung »zu verstehen und zu beschreiben, zu interpretieren und zu vergleichen, wie sich soziale Netzwerke, Orte, Identitäten und Kulturen unterschiedlicher Menschengruppen und Individuen im Kontext von Wanderungen und geographischen Ortswechsellern (displacements) ausprägen und verändern.«⁶¹

Unter Berücksichtigung der referierten theoretischen Modelle zur Remigration wird hier deshalb ein multifaktorieller, methodisch den Ethnowissenschaften verbundener Mehrebenenansatz vorgeschlagen, um die individuelle Rückkehrentscheidung von Spätaussiedlern möglichst umfassend einordnen, erklären und analysieren zu können. Dabei bildet die Rückkehrentscheidung von Individuen bzw. Familien den zeitlichen und räumlichen Ausgangsort, von dem aus die Linien und Einflussfaktoren auf der Ebene der strukturellen Bedingungen, der externen Anreizsysteme, der Mobilisierung

57 Viktor Diesendorf, Die Deutsche Bevölkerung Russlands zu Beginn des 21. Jahrhunderts im Spiegel der Bevölkerungsstatistik. Gesellschaftliche Russlanddeutsche Akademie der Wissenschaften (Moskau), in: ORNIS Press, 7 S., hier S. 5. http://ornis-press.de/files/diesendorf_viktor_-die_deutsche_bevoelkerung_russlands_-deutsch.pdf (8.4.2008).

58 Klaus J. Bade, Migration und Ethnizität in der Historischen Migrationsforschung, in: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder, Berlin 2007, S. 115–134, hier S. 115.

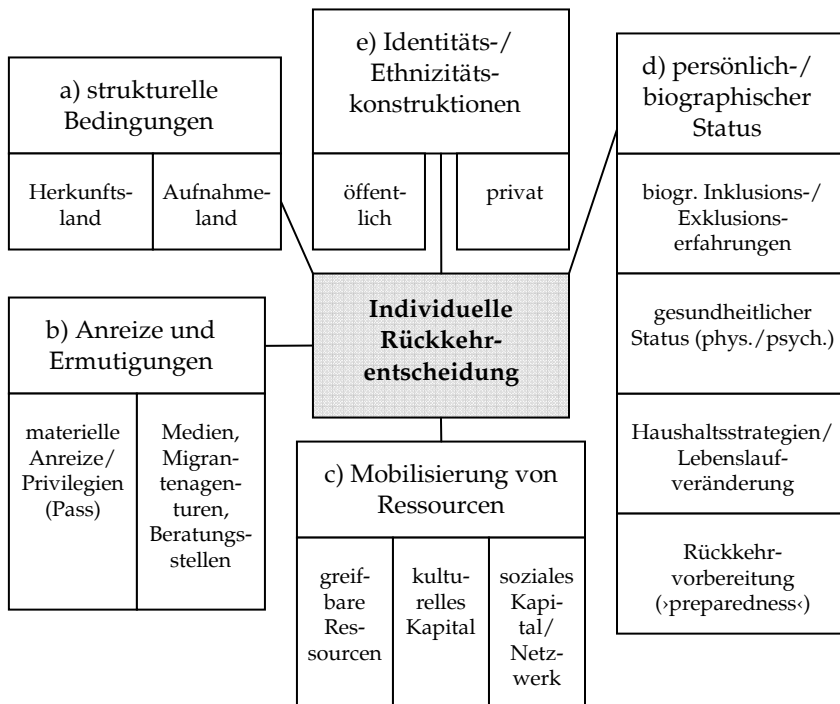
59 Brigitta Schmidt-Lauber, Ethnizität und Migration, in: dies. (Hg.), Ethnizität und Migration, S. 7–30, hier S. 23.

60 Ebd.

61 Tsypylma Darieva, Migrationsforschung in der Ethnologie, in: Schmidt-Lauber (Hg.), Ethnizität und Migration, S. 69–94, hier S. 73.

von Ressourcen und der biographischen und sozialen Situation verfolgt werden, unter Berücksichtigung des ganz speziellen Status der (Spät-)Aussiedler und der damit verbundenen Auswirkungen auf Identitäts- und Ethnizitätskonstruktionen.

Schaubild: Einflussfaktoren für Rückkehrentscheidungen bei Spätaussiedlern auf persönlich-/privater Ebene, Gemeinschaftsebene und struktureller Ebene



Quelle: eigene Darstellung erweitert nach Jean-Pierre Cassarino, Theorising Return Migration: The Conceptual Approach to Return Migrants Revisited, in: International Journal on Multicultural Societies, 6. 2004, S. 253–279, hier S. 271; Richard Black/Khalid Koser/Karen Munk, Understand Voluntary Return, in: Home Office Online Report 50/04. Home Office, Research, Development and Statistics Directorate, London 2004, S. 13.

Strukturelle Bedingungen

Das vorgeschlagene Forschungsmodell geht mit den klassischen Migrationsansätzen zunächst einmal davon aus, dass es ein Zusammenspiel von institutionellen Rahmenbedingungen gibt⁶², die Ausreiseentscheidungen und Eingliederungsverhalten beeinflussen, nur dass diese nicht nach einem einfachen ›Push and Pull‹-Schema ablaufen, wie die klassischen Migrationsansätze annahmen⁶³, sondern wechselseitig verzahnt, teils widersprüchlich und von anderen Motivatoren beeinflusst und überlagert werden, insofern kumulativ verursacht sind.⁶⁴ So gilt es als erstes, die sich teilweise rasch verändernden makropolitischen (Zuwanderungspolitiken, Aus- und Einwanderungsgesetze), makroökonomischen (strukturelle Veränderungen des Arbeitsmarktes oder des Lohnniveaus, Wachstumskennziffern), aber auch die makrosozialen Voraussetzungen (das schwankende soziale Klima bzw. die soziale Akzeptanz im Ausgangs- und Zielland) abzustecken, die die Migrationstore in den jeweiligen Ländern in den letzten 15 Jahren vergrößert bzw. verkleinert haben.⁶⁵ Die »ethno-nationale Privilegierung ›deutschstämmiger‹ Zuwanderung«⁶⁶ reicht bis ins Kaiserreich Ende des 19. Jahrhunderts zurück, und die Wirkungen des Reichs- und Staatsangehörigkeitsrechts von 1913 öffneten die Tore für ›Volks- oder Statusdeutsche‹ bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Erst seit Inkrafttreten des Aussiedleraufnahmegesetzes von 1990 wurden – dann allerdings systematisch – die Aufnahmebedingungen für (Spät-)Aussiedler verschärft und die Hürden für die Anerkennung erhöht;

62 Steinbach/Nauck, Die Wirkung institutioneller Rahmenbedingungen.

63 Dazu s. Haug/Sauer, Bestimmungsfaktoren internationaler Migration; auch: Manfred Wöhlcke, Grenzüberschreitende Migration als Gegenstand internationaler Politik, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 43/2001, S. 31–39.

64 Douglas S. Massey/Felipe Garcia España, The Social Process of International Migration, in: *Science*, 1987, S. 733–738.

65 Als analytische Untersuchungskategorien auf der Makroebene schlägt z.B. Thomas Faist vor – in der Ökonomie: Einkommen, Arbeitsplätze, ökonomisches Kapital; in der Politik: Regulierung, Konflikte, Interdependenzen; bzgl. des kulturellen Kontexts: Normen; bezüglich Demographie und Ökologie: Bevölkerungsentwicklung, Land, technologische Entwicklung; zitiert nach: Haug, *Klassische und neuere Theorien der Migration*, S. 23; zur zentralen Rolle des Nationalstaates als ›Gatekeeper‹ für transnationale Netzwerkprozesse s. aus ethnologischer Sicht Al-Ali/Koser, *New Approaches to Migration*; speziell für migrierende Türken Ayse Caglar, *Encountering the State in Migration-Driven Transnational Social Fields: Turkish Immigrants in Europe*, Berlin 2004.

66 Jochen Oltmer, Staat, Nation und Migration. Zur politischen Konstruktion von Minderheiten in der deutschen Geschichte, in: Schmidt-Lauber (Hg.), *Ethnizität und Migration*, S. 135–154, hier S. 141f.

ein Prozess, der mit dem Inkrafttreten der Änderungen des Zuwanderungsgesetzes ab 2005 zu einem vorläufigen Ende kam.⁶⁷

Was Klaus J. Bade allgemein zum Spannungsverhältnis zwischen dem Selbstverständnis von Migranten und Fremdzuschreibung durch die Migrationspolitik am Ende des 20. Jahrhunderts sagt, gilt insbesondere für die Spätaussiedler: Es geht »heute oft weniger darum, was den Migranten im Herkunftsland widerfahren ist oder drohte, als darum, ob ihre Geschichte in den Katalog der verfügbaren Zuschreibungen und damit in die Spielregeln des Aufnahmelandes passt.«⁶⁸ Es wird wichtig sein, die politischen Inklusions- und Exklusionsmechanismen im Ziel- und im Herkunftsland seit den 1990er Jahren nachzuzeichnen und als einen zentralen Referenzrahmen für Remigrationsentscheidungen von (Spät-)Aussiedlern heranzuziehen.

Anreize und Ermutigungen

In diesem Zusammenhang wird nach der Rolle der Medien (bundesdeutsche Printmedien, die russischsprachige Migrantenpresse, Fernsehsender, russischsprachige Internetzeitungen, Internetforen) als Informations- und Imaginationsraum für Rückkehrentscheidungen zu fragen sein.⁶⁹ Weitere externe Anreize bilden private Rückkehragenturen oder öffentliche Rückkehrberatungsstellen, die teilweise auch finanzielle Fördermöglichkeiten in bescheidenem Umfang bereitstellen. Mit entscheidend dürfte auch die deut-

67 Seit Inkrafttreten des Aussiedleraufnahmegesetzes am 1.7.1990 müssen (Spät-)Aussiedler noch vom Herkunftsgebiet aus einen förmlichen Aufnahmeantrag beim Bundesverwaltungsamt in Köln stellen. Aufnahmeberechtigt ist nach § 6 Abs. 2 BVFG nur, wer die »deutsche Volkszugehörigkeit« hat (mindestens ein Elternteil mit deutscher Staats- oder Volkszugehörigkeit), sich vor Ausreise zum »deutschen Volkstum« durch entsprechende Nationalitätenerklärung bekannt hat und zum Zeitpunkt der Aussiedlung zumindest ein einfaches Gespräch auf Deutsch führen kann. Kinder und nichtdeutsche Ehegatten (mit mindestens dreijähriger Ehe) können auf Antrag in den Aufnahmebescheid einbezogen werden und sind dann deutsche Staatsangehörige (§ 4 BVFG). Sonstige nichtdeutsche Familienangehörige können im Rahmen ausländerrechtlicher Bestimmungen zum Familiennachzug nach Deutschland aussiedeln (§ 8 BVFG). Seit 1993 ist der Zuzug von Spätaussiedlern kontingentiert (ca. 100.000 pro Jahr). Als Spätaussiedler kann nun nicht mehr anerkannt werden, wer nach dem 31.12.1992 geboren wurde. Seit 1996 ist eine Sprachprüfung im Herkunftsland obligatorisch. Zudem greift jetzt für Leistungsempfänger ein Wohnortzuweisungsgesetz, das die Niederlassung in einem bestimmten Bundesland für die ersten drei Jahre vorschreibt. Seit 2005 müssen auch Ehegatten und Abkömmlinge einen (vereinfachten) Sprachtest durchführen, um in den Aufnahmebescheid einbezogen zu werden; s. Haug/Sauer, Bestimmungsfaktoren internationaler Migration, S. 19–21.

68 Bade, Migration und Ethnizität, S. 128.

69 Tsypylma Darijeva, Russkji Berlin. Migranten und Medien in Berlin und London, Münster 2004; Dorle Dracklé, Jenseits von Verbinden und Trennen. Migration und Medien, in: Schmidt-Lauber (Hg.), Ethnizität und Migration, S. 195–220.

sche Passnationalität sein, die Russlanddeutsche keinem staatlichen Remigrationsdruck aussetzt und die im Falle Russlands sogar die doppelte Staatsbürgerschaft erlaubt. Auch die staatlich gesetzten Anreize in den Herkunftsländern gehören mit in diesen Bereich – soweit sie denn tatsächlich tragfähig sind, was derzeit weder beim föderalen Programm für die ›Entwicklung des sozioökonomischen und ethno-kulturellen Potentials der Russlanddeutschen‹ der russischen Regierung noch bei ähnlichen Programmen in Kasachstan gesichert scheint.⁷⁰

Mobilisierbare Ressourcen (Netzwerke, soziales und kulturelles Kapital)

Neben materiellen Ressourcen spielen Netzwerke und daraus entstehendes soziales und kulturelles Kapital⁷¹ eine bedeutende Rolle. Der Grad und die Qualität der Vernetzung sowie das Netzwerkwissen der Akteure haben Folgen für die Praxis ihrer Integration und ihren beruflichen wie sozialen Erfolg im Zielland. Auf den Einfluss von sozialen Netzwerken, Verwandtschaftsbeziehungen und sozialem Kapital auf Migrationsprozesse wird in der Migrationsforschung seit Längerem hingewiesen.⁷² Gerade in neuerer Zeit gibt es dazu vermehrt empirische, aber auch netzwerktheoretisch orientierte Untersuchungen.⁷³

70 Galina Suppes, Remigration der ethnischen Deutschen. Vorgeschichte, Strategien, Lösungen, Diplomarbeit Trier 2008; kritisch: Viktor Krieger, Glasperlen für Eingeborene Oder: Welche Ziele verfolgt das neue Föderale Zielprogramm? in: Ornis Press, <http://ornis-press.de/glasperlen-fuer-eingeborene.593.0.html?goback=33> (15.4.2008).

71 Pierre Bourdieu, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Reinhard Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten, Göttingen 1983, S. 183–198.

72 Graeme J. Hugo, Village-Community Ties, Village Norms, and Ethnic and Social Networks: A Review of Evidence from the Third World, in: Gordon F. De Jong/Robert W. Gardner (Hg.), Migration Decision Making. Multidisciplinary Approaches to Microlevel Studies in Developed and Developing Countries, New York 1981, S. 186–224; Monica Boyd, Family and Personal Networks in International Migration: Recent Developments and New Agendas, in: International Migration Review, 23. 1989, H. 3, S. 638–670; Douglas S. Massey/Joaquin Arango u.a., Worlds in Motion. Understanding International Migration at the End of the Millennium, Oxford 1998; Thomas Faist, Migration und der Transfer sozialen Kapitals oder: Warum gibt es relativ wenige internationale Migranten?, in: Ludger Pries (Hg.), Transnationale Migration (Soziale Welt, Sonderbd. 12), Baden-Baden 1997, S. 63–84; Sonja Haug, Soziales Kapital und Kettenmigration. Italienische Migranten in Deutschland, Wiesbaden 2000; Haug/Sauer, Bestimmungsfaktoren internationaler Migration, S. 23. Für eine Typologie sozialer Kapitalsformen in Migrationskontexten vgl. Haug, Klassische und neuere Theorien der Migration, S. 21–24.

73 Janine Dahinden, Prishtina – Schlieren. Albanische Migrationsnetzwerke im transnationalen Raum, Zürich 2005.

Zur Bedeutung sozialer Netzwerke für die Integration russlanddeutscher Spätaussiedler in Deutschland liegt bereits eine netzwerkanalytische Studie vor.⁷⁴ In Trier beschäftigt sich seit 2007 ein ethnologisches Forschungsprojekt mit dem Zusammenhang von Netzwerkmustern und sozialem Kapital bzw. Integrationserfolg bei Spätaussiedlern und Kontingentflüchtlingen.⁷⁵ Es gibt jedoch kaum Studien, die sich mit der Frage beschäftigen, wie soziale Netzwerke strukturiert sind, wenn Migranten beschließen zurückzukehren, die sich also den Wahlentscheidungen zur Remigration mit Hilfe eines netzwerktheoretischen Ansatzes nähern. Auch hier liegt ein Forschungsdesiderat.⁷⁶

Mit der Netzwerkperspektive lassen sich insbesondere auch Fragen beantworten:

- nach dem transnationalen Charakter der Remigration (z.B. Grad und Ausprägung der transnationalen Netzwerkbeziehung),
- nach der vor allem migrationssoziologisch bisher vernachlässigten Bedeutung von Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen sowie transgenerationaler Transmissionsprozesse (als Schlüsselvariable: gemeinsame Sprache; »Neue Haushaltsökonomie«-Ansätze) für die Erklärung des Verlaufs von Migrations- und Eingliederungsprozessen⁷⁷ sowie
- nach dem Verlauf von und den Effekten der Rückwanderung auf die weitere Wanderungsentwicklung (Wirkung erfolgreicher Vorbilder; Kettenmigrationseffekte) in einer Zeitreihenperspektive, vor allem auf Familienebene und in Kernnetzwerken.⁷⁸

74 Bastians, Die Bedeutung sozialer Netzwerke für die Integration russlanddeutscher Spätaussiedler.

75 Christoph Antweiler/Michael Schönhuth, Ethnische und transethnische Netzwerke als soziales Kapital. Die Situation von Russlanddeutschen und anderen Migrantengruppen. Forschungsprojekt im Rahmen des Landes-Exzellenzclusters »Gesellschaftliche Abhängigkeiten und soziale Netzwerke« der Universitäten Mainz und Trier, 2007–2009.

76 Analytische Kategorien auf der Mesoebene wären z.B. soziale Bindungen (starke Bindungen: Familien, Haushalte; schwache Bindungen: Netzwerke; symbolische Bindungen: ethnische und religiöse Organisationen); soziales Kapital (Ressourcen durch Partizipation in Netzwerken und Kollektiven mit starken, schwachen und symbolischen sozialen Bindungen); s. Haug, Klassische und neuere Theorien der Migration, S. 23 (dort auch eine Tabelle zu Grenzen des Netzwerkansatzes als Erklärungsmodell in der Migrationsforschung).

77 Bernhard Nauck/Heike Diefenbach/Kornelia Petri, Intergenerationale Transmission von kulturellem Kapital unter Migrationsbedingungen: Zum Bildungserfolg von Kindern und Jugendlichen aus Migrantenfamilien in Deutschland, in: Zeitschrift für Pädagogik, 44. 1998, S. 701–722.

78 Sonja Haug, Soziales Kapital, Migrationsentscheidungen und Kettenmigrationsprozesse. Das Beispiel der italienischen Migranten in Deutschland, Diss. Mannheim 1999, http://www.uni-leipzig.de/~sozio/content/site/a_berichte/13.pdf (12.4. 2008).

Persönlich-biographischer Status/familiäres Umfeld

Für die Rückkehrentscheidung spielen individuell-biographische Erfahrungen und die persönliche Umfeldsituation eine wichtige Rolle. Eigene lebensgeschichtliche Ereignisse werden vor einer solchen Entscheidung meist einer reflexiven Neubewertung unterzogen. Individuelle Präferenzen, Ziele und Werte, Erwartungen, aber auch Aufenthaltszeit und Inklusions- bzw. Exklusionserfahrung und daraus entstehende Gefühle der Beheimatung oder des Heimwehs beeinflussen den Rückkehrwunsch. Überhaupt, das zeigen Protokolle von Beratungsgesprächen bei Rückkehrern in Karlsruhe, spielen Fragen der psychischen wie physischen Gesundheit bzw. Beeinträchtigung, die vom Klima über die Ernährung bis zur medizinischen Versorgung reichen, für die Rückkehrentscheidung eine größere Rolle als in den meisten Ansätzen bisher angenommen. Sensible biographische Befragungsmethoden sind hier besonders angezeigt.⁷⁹

Auch findet die Rückkehrentscheidung, wie schon die Zuzugsentscheidung, meist nicht individuell, sondern im Rahmen von Haushaltsstrategien statt. Damit rücken auch Genderfragen in den Fokus der Forschung: Von wem geht die Entscheidung aus, wer ist Motor des Prozesses, reist die gesamte Familie oder nur ein Teil, reisen alle auf einmal oder zunächst ein Pionier, sind transkulturelle Konstellationen geplant?⁸⁰ Schließlich ist für die Nachhaltigkeit der Rückkehrentscheidung und den erfolgreichen Start im Land der Rück-/Weiterwanderung auch die Vorbereitungsphase wichtig: Wie lange und intensiv bereitet sich die remigrierende Person/Familie vor, wie informiert und organisiert (>prepared<) findet die Rückkehrentscheidung statt?⁸¹

Ethnizitätskonstruktionen und Identitätsmuster

Ethnizität ist im Sinne von Barth⁸² verwendbar als eine analytische Kategorie, die das Ergebnis von Grenzziehungsprozessen der Selbst- und Fremdidentifikation zwischen Akteuren darstellt. Dabei wird Ethnizität auf unterschiedlichen Ebenen wirksam: Auf der Mikroebene wird sie in Interaktionen hervorgebracht. Auf einer mittleren Ebene wird sie in Institutionen symbolisch bestätigt und verfestigt. Auf der Makroebene wird sie eingebunden in bürokratische Verfahren, Regeln und Vorschriften, in nationale und interna-

79 Vgl. Susanne Spülbeck, *Biographie-Forschung in der Ethnologie*, Hamburg 1997.

80 Patricia Pessar/Sarah J. Mahler, *Transnational Migration. Bringing Gender In*, in: *International Migration Review*, 37. 2006, H. 3, S. 812–846.

81 Cassarino, *Theorising Return Migration*, S. 272–275..

82 Fredrik Barth, *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference*, London 1969.

tionale Politiken und globale Identitätsdiskurse.⁸³ Ethnizität wird so sichtbar als soziale Praxis mit kultureller Mehrfachzugehörigkeit und hybriden Überlagerungen.⁸⁴

Alle drei Ebenen werden bei der Untersuchungsgruppe wirksam und müssen beim Versuch der Erklärung von Rückkehrentscheidungen berücksichtigt werden: Auf der Ebene der supranationalen und nationalen politischen Akteure, die über die Durchlässigkeit der Migrationstore entscheiden, auf der Ebene der symbolischen (landsmannschaftlichen) Politik, in der russlanddeutsche⁸⁵ Gemeinschaftsvorstellungen entwickelt und gesellschaftspolitisch relevant gemacht werden – und zwar in Deutschland wie in den Herkunftsländern – sowie auf der Ebene der konkreten Interaktionen, wo Identität immer wieder neu konstituiert und ausgehandelt wird.

Da Spätaussiedler einerseits eine überwiegend russische gesellschaftliche Sozialisation hinter sich gebracht⁸⁶, andererseits aber mit dem Status der ›deutschen Volkszugehörigkeit‹ ihren deutschen Pass und Status erlangt haben, scheint die Frage, wie sich Identitätsmuster bei Rückkehrentscheidungen verändern⁸⁷, besonders ergiebig: Wie wird Identität vor mehrfach wechselnden Ethnizitätszuschreibungen konstruiert, aufrechterhalten bzw. angepasst?⁸⁸

-
- 83 Margit Feischmidt, Ethnizität – Perspektiven und Konzepte der ethnologischen Forschung, in: Schmidt-Lauber (Hg.), Ethnizität und Migration, S. 51–68, hier S. 56.
- 84 Brigitta Schmidt-Lauber, Die verkehrte Hautfarbe. Ethnizität deutscher Namibier als Alltagspraxis, Berlin 1998.
- 85 Der Begriff ›Russlanddeutsche‹ hat keinen rechtlichen Status und wird generell für die Nachfahren deutscher Kolonisten verwendet, die in den Nachfolgestaaten der UdSSR leben. Er rekuriert auf den russischen Begriff ›rossijskie nemcy‹, den die Russlanddeutschen selbst verwenden; s. Haug/Sauer, Bestimmungsfaktoren internationaler Migration, S. 18.
- 86 Der Anteil der (Spät-)Aussiedler, die die ›deutsche Volkszugehörigkeit‹ in eigener Person nachweisen (§ 4 BVFG) ist von 1993 (77,5 Prozent) bis zum Jahr 2005 (nur noch 21,5 Prozent) kontinuierlich zurückgegangen; Haug/Sauer, Bestimmungsfaktoren internationaler Migration, S. 21.
- 87 Klaus Boll, Kulturwandel der Deutschen aus der Sowjetunion. Eine empirische Studie zur Lebenswelt russlanddeutscher Aussiedler in der Bundesrepublik, Marburg 1993; allgemein zu sich wandelnden Identitätsmustern bei Migration: Aleksandra Ålund (Hg.), Negotiating Identities: Essays on Immigration and Culture in present-day Europe, Amsterdam 1995; Iain Chambers, Migration, Kultur, Identität, Tübingen 1996 (engl. Ausg.: Migrancy, Culture, Identity, London/New York 1994); Schmidt-Lauber (Hg.), Ethnizität und Migration.
- 88 Zu ethnischen Identitätskonstruktionen bei Russlanddeutschen s. Regina Römhild, Die Macht des Ethnischen. Grenzfall Russlanddeutsche, Frankfurt a.M. 1998; zu kulturellen Identitätsschematiken russlanddeutscher Aussiedler in der Bundesrepublik s. die ausführliche empirische Studie von Boll, Kulturwandel der Deutschen aus der Sowjetunion, die als Referenz für gängige russlanddeutsche Leitmetaphern (Familie, Sprache, geschlechtsspezifische Werte, Kindererziehung, ethisch-religiöse Werte, Es-

Welche Identitätsmarker werden aufgegriffen und inkludiert, welche abgestreift? Siedeln sich Identitätswürfe diesseits postmoderner Konstruktionen an (russlanddeutsche Kultur, ›Mütterchen Russland‹, erneute Diasporaphänomene) oder finden wir vor allem flexible, transnationale und transkulturelle Entwürfe?⁸⁹ Wie verändern sich die kollektiven Narrative (bei Russlanddeutschen z.B. die landsmannschaftlichen), zumal Rückkehrentscheidungen in überwiegender Zahl individuell getroffen werden. Wie verändert sich das Selbstverständnis von ›Heimat‹ (räumlich und sozial)?⁹⁰ Welche Erfahrungshorizonte werden in den Blick genommen, welche Selbstentwürfe aktualisiert und kommuniziert, welche (Teil-)Identitäten betont oder verborgen?⁹¹

sen, Küche, Getränke, Wohnkultur, Erinnerungsgüter, Musikkultur, Brauchtum) bis 1990 herangezogen werden kann; aber auch: Karsten Roesler, *Russlanddeutsche Identitäten zwischen Herkunft und Ankunft. Eine Studie zur Förderungs- und Integrationspolitik des Bundes*, Frankfurt a.M. 2003.

- 89 Zu Konzepten des transnationalen Raums s. allgemein Linda Basch u.a. (Hg.), *Nations Unbound. Transnational Projects, Postcolonial Predicaments and Deterritorialized Nation-States*, New York 1995; Nina Glick Schiller/Linda Basch/Cristina Blanc-Szanton (Hg.), *Towards a Transnational Perspective on Migration. Race, Class, Ethnicity, and Nationalism Reconsidered*, New York 1992; Nina Glick Schiller, *The Centrality of Ethnography in the Study of Transnational Migration*, in: Nancy Foner (Hg.), *American Arrivals. Anthropology Engages the New Immigration*, Oxford 2003, S. 99–129; Nina Glick Schiller, *Transnationality*, in: David Nugent/Joan Vincent (Hg.), *A Companion to the Anthropology of Politics*, Oxford 2004, S. 448–467 (die dort fünf verschiedene Kategorien von ›transnational social fields‹ definiert); Ulf Hannerz, *Transnational Research*, in: Russell Bernard (Hg.), *Handbook of Methods in Cultural Anthropology*, Walnut Creek, CA 1998, S. 235–256; Aihwa Ong, *Flexible Citizenship. The Cultural Logics of Transnationality*, Opladen 1999; Regina Römhild, *Migration, Culture, and the Nation-State. Global Heimat Germany. Migration and the Transnationalization of the Nation-State*, in: *TRANSIT*, 1. 2005, H. 1, Article 50903. Kritisch: Michael Bommers, *Der Mythos des transnationalen Raumes. Oder: Worin besteht die Herausforderung des Transnationalismus für die Migrationsforschung*, in: Dietrich Thränhardt/Uwe Hunger (Hg.), *Migration im Spannungsfeld von Globalisierung und Nationalstaat (Leviathan, Sonderh. 22)*, Wiesbaden 2003, S. 90–116; Barbara Lüthi/Bettina Zeugin/David Thomas (Hg.), *Transnationalismus und Migration (Traverse. Zeitschrift für Geschichte – Revue d'histoire, H. 34)*, Zürich 2005.
- 90 Michael Schönhuth, *Heimat? Ethnische Identität und Beheimatungsstrategien einer entbetteten ›Volksgruppe‹ im translokalen Raum*, in: Ipsen-Peitzmeier/Kaiser (Hg.), *Zuhause Fremd*, S. 365–380.
- 91 Thomas Hylland Eriksen (Hg.), *Globalisation. Studies in Anthropology*, London 2003.

Forschungen an der Universität Trier zum Thema

Im Rahmen des SFB 600 ›Fremdheit und Armut. Wandel von Inklusions- und Exklusionsformen‹ an der Universität Trier ist derzeit ein Forschungsprojekt zur Remigration von Spätaussiedlern in Vorbereitung. Es schließt inhaltlich an Forschungsarbeiten an, die im Rahmen eines Lehrforschungsprojektes zu Identitätsfragen in einem russlanddeutschen Dorf in Sibirien⁹², soziologischen Forschungen zur Integration jugendlicher Spätaussiedler⁹³, allgemeinen Fragen der soziokulturellen Integration⁹⁴ und zu Netzwerkstrukturen von Spätaussiedlern⁹⁵ durchgeführt wurden.

In dem Lehrforschungsprojekt in Sibirien konnte vor allem bei der älteren Generation noch ein ausgeprägtes Wir-Gefühl als ›Deutsche‹ festgestellt werden, das sich über die Pflege der gemeinsamen Sprache, das erinnerte gemeinsame Schicksal des Ausgegrenztseins und der Vertreibung, die gepflegten Verwandtschafts- und Heiratsbeziehungen, ›deutsche‹ Feste und Lieder und den Bezug auf eine empfundene deutsche Mentalität (›Zielstrebigkeit‹, ›Fleiß‹, ›Integrität‹, ›Sauberkeit‹ und ›Ordnung‹) definierte.⁹⁶

Bei den Untersuchungen zum Einfluss soziokultureller Faktoren auf den Integrationsprozess in der Bundesrepublik zeigten sich Distanzierungs- und Exklusionsprozesse auf beiden Seiten. Sie vermittelten immer mehr Russlanddeutschen den Eindruck, den Deutschen zwar formal gleichgestellt zu sein, im alltäglichen Interaktionsprozess aber eher als ›den Deutschen gleichgestellte Ausländer‹ behandelt zu werden.⁹⁷

Die Folgen dieser Exklusionserfahrung zeigen sich in Netzwerkstrukturen, bei denen die Zugehörigkeit als Russlanddeutsche weit weniger wichtig ist als gemeinsame Sprache (Russisch), soziale Herkunft (Bildungsschicht) bzw. regional vergleichbare Biographien und bei denen die Netzwerkpartner auch nach längerem Aufenthalt in überproportionalem Maße in dieser Grup-

92 Michael Schönhuth, Wenn ich Fliegel hätt, würd ich nach Deutschland fliegen. Eine partizipative Feldstudie bei Angehörigen der deutschen Minderheit in einem sibirischen Dorf (Trierer Reihe Materialien zur Ethnologie, Bd. 1), Trier 2001.

93 Vogelgesang, Religiöse Segregation und soziale Distanzierung; Waldemar Vogelgesang/Christina Maas/Julita Przygoda/Sabine Velleman, Jugendliche Aussiedler – zwischen ethnischer Diaspora und neuer Heimat, Weinheim/München [2008].

94 Franzke/Schönhuth (Hg.), Russlanddeutsche; Michael Schönhuth, Einführung zum Themenschwerpunkt: Russlanddeutsche, in: ebd., S. 5–12.

95 Christoph Antweiler/Michael Schönhuth, Ethnische und transethnische Netzwerke als soziales Kapital, 2008; http://www.netzwerk-exzellenz.uni-trier.de/filebase/plakate/plakat_III_03.pdf (31.3.2008).

96 Schönhuth, Wenn ich Fliegel hätt.

97 Ders., Rußlanddeutsche: Den Deutschen gleichgestellte Ausländer; Franzke/Schönhuth (Hg.), Russlanddeutsche.

pe gesucht werden.⁹⁸ In diesem gerade in der Auswertungsphase befindlichen Projekt zu Spätaussiedlernetzwerken zeigte sich überraschend, dass sich ein kleiner Teil der Befragten schon mit Gedanken an eine Rückkehr trägt oder diese sogar explizit vorbereitet. Diese Erkenntnis führte letztlich dazu, sich in einem neuen Forschungsvorhaben der Gruppe der Rückkehrer zuzuwenden und ihre Beweggründe zu untersuchen.

Dabei sollen zunächst in Expertengesprächen, Leitfadeninterviews mit Rückkehrberaterinnen und Rückkehrberatern, exemplarischen biographischen Tiefeninterviews und Fokusgruppen⁹⁹ sowie partizipativen, softwarebasierten Netzwerkinderviews¹⁰⁰ typische Rückkehrstrategien verifiziert, gegebenenfalls ausdifferenziert und hinsichtlich der hinter ihnen stehenden Motivationsstrukturen dichter beschrieben werden. Diese Erhebung soll mit einer Phase teilnehmender Beobachtung in der bisher einzigen offiziellen Beratungsstelle für Spätaussiedler-Rückkehrer in Karlsruhe verknüpft werden, in der auch einzelne Familien punktuell in für die Rückkehr wichtigen Situationen (im privaten Umfeld, in öffentlichen Situationen mit Ämtern, bei Beratungsgesprächen – soweit zugelassen) begleitet werden.

In der zweiten Phase der Forschung sollen typische Reintegrationsmuster in der Rückkehrregion herausgearbeitet werden. Mit Hilfe ethnologisch ausgerichteter teilnehmender Beobachtung, Leitfadeninterviews mit Experten und Betroffenen sowie des nochmaligen Einsatzes des partizipativen Netzwerkinderviews (›VennMaker‹) sollen in einer Art ›multi-sited ethnography‹ ausgewählte Remigranten befragt und die Veränderung ihrer Netzwerkstruktur verglichen werden. Dazu sind zwei dreimonatige Feldaufenthalte in den entsprechenden Rückkehrregionen geplant, während der auch weitere Remigranten, die sich schon länger vor Ort etabliert haben, über ihre neu gebildeten Netzwerke befragt werden sollen. Im Zentrum der qualitativen Befragung stehen dabei Fragen der sozialen, ökonomischen und politischen Teilhabe, aber auch der soziokulturellen Beheimatung bzw. des Verhältnisses zur lokal ansässigen Bevölkerung und der translokalen wie transnationalen Netzwerkeinbindung:

- Gelingt es, über die engsten Bezugspersonen hinaus ein lokalisiertes Beziehungsnetz aufzubauen, wie verläuft die Integration in den lokalen Arbeitsmarkt (privilegiert; prekär?), gelingt die Teilhabe an politischen oder

98 Antweiler/Schönhuth, Ethnische und transethnische Netzwerke.

99 Zur Methode der Fokusgruppen im Rahmen von freiwilliger Rückkehr s. Richard Black/Khalid Koser/Karen Munk, Understanding Voluntary Return, in: Home Office Online Report 50/04. Home Office, Research, Development and Statistics Directorate, London 2004.

100 Michael Schönhuth, VennMaker 1.0 – Bridging the Gap Between Qualitative and Quantitative Social Network Analysis. A New Software Tool in the Making. Vortrag auf der Sunbelt Conference Social Network Analysis in St. Pete, Florida, 20.1.2008.

zivilgesellschaftlichen Aushandlungsprozessen oder werden ethnopolitische Mechanismen wirksam, die zu neuen Schließungsprozessen führen?

- Ob und unter welchen Umständen entwickelt sich bei den Remigranten tatsächlich so etwas wie eine ›translokale soziale Praxis‹ bzw. werden nicht doch wieder Dichotomien von ›traditionell‹/›unterentwickelt‹ versus ›modern‹/›zivilisiert‹ als Distinktionsmerkmale der Neuankömmlinge wirksam?
- Eine weitere Frage gilt der Inwertsetzung vorhandenen, aber in Deutschland wertlos gewordenen kulturellen Kapitals (frühere Bildungstitel, Erfahrungen mit sowjetischer Mangelwirtschaft), aber auch der Verwendbarkeit des in Deutschland eventuell erworbenen neuen kulturellen Kapitals (moderne Verwaltungsstrukturen, demokratische Aushandlungsprozesse, kapitalistische Marktstrukturen, Effizienzkriterien etc.).

Rückmigration wurde bisher von den meisten Russlanddeutschen eher als Tabuphänomen behandelt. Sie wird häufig als persönliches Versagen erlebt. Deshalb erfährt man oft nur von Bekannten, was ein/e rückkehrwillige/r Spätaussiedlermigrant/in plant. Diese Problematik wird sich in der Art und Weise der Befragung niederschlagen müssen (Fragebogensituationen sind dazu unter Umständen nicht geeignet). Gleichzeitig stellen sich auch Fragen nach der Forschungsethik, nach Vertrauensaufbau und Vertrautheit mit der Zielgruppe. Die Forschung wird sich der gesamten Thematik auf empirischer Ebene deshalb äußerst behutsam nähern müssen. Auch dies spricht für ethnographisches Vorgehen in der Erhebungsphase (unaufdringlich, teilnehmend) und für Feldforscherinnen und Feldforscher, die aus demselben sprachlichen und kulturellen Kontext kommen bzw. die selbst einen Spätaussiedlerhintergrund haben.

Ziel des neuen Forschungsprojektes in Trier ist es, über die Analyse der Rückkehrstrategien von Spätaussiedlern und vor dem Hintergrund der damit verbundenen Inklusions- und Exklusionsprozesse im Ziel- und Herkunftsland kollektive Handlungs- und Deutungsmuster in den sozialen – vor allem verwandtschaftlich geprägten – Spätaussiedler-Netzwerken herauszuarbeiten. So soll ein besseres Verständnis der kulturellen Praxis einer ganz speziellen Remigrantengruppe im transnationalen Raum gefördert werden. Der vorliegende Beitrag ist ein erster strukturierender Schritt dazu.

Klaus Schriewer und Joaquín Rodes

Die offizielle und die verborgene europäische Wohlstandsmobilität

Behördliche Registrierung und individuelles Meldeverhalten von EU-Bürgern in der Region Murcia (Spanien)

Die im Südosten Spaniens gelegene Mittelmeerregion Murcia galt bis vor knapp zwanzig Jahren als Inbegriff des rückständigen Spanien, in dem die Spuren der Franco-Diktatur noch deutlich zu erkennen waren. Mit gutem Grund wählte der kritische Literat Juan Goytisolo immer wieder Beispiele aus Murcia, wenn er über »la España profunda«, das tiefe Spanien, schrieb.¹

Doch in den letzten zwei Dekaden, und insbesondere in der letzten, hat sich das verschlafene Murcia grundlegend verändert. Alles scheint im Wandel, die Transformationen machen vor nichts Halt. Ein eindeutiges Indiz ist die regionale Wirtschaft, die eine der höchsten Wachstumsraten in Spanien aufweist. Der ökonomische Aufschwung basiert auf den drei Pfeilern Agrarwirtschaft, Tourismusindustrie und der eng mit letzterer verknüpften Bauwirtschaft. Der Ausbau der Landwirtschaft in der Halbwüste Murcia wurde überhaupt erst durch den Ausbau der Infrastruktur zur Wasserversorgung möglich, insbesondere durch den noch in der Franco-Zeit gebauten und erst zu Beginn der 1980er Jahre in Betrieb genommenen Kanal, der das Einzugsgebiet des mittelspanischen Flusses Tajo mit dem des Segura in Murcia verbindet.

Der internationale Tourismus setzte in Murcia zwar schon in den 1970er Jahren ein, doch das bedeutendste Feriencentrum der Region, die mit Hochhäusern erschlossene Halbinsel La Manga, zog vor allem Touristen aus dem eigenen Land an. Erst als Mitte der 1980er Jahre die erste Autobahn in der Region gebaut und auf das in anderen Mittelmeerregionen erfolgreiche Konzept der Immobilien für Ausländer gesetzt wurde, gewann der internationale Markt an Bedeutung. Vor diesem Hintergrund ist der enorme Aufschwung zu sehen, den die Bauwirtschaft in Murcia genommen hat. Wie in der Nachbarregion Valencia entstanden erste Siedlungen mit Eigenheimen,

1 Juan Goytisolo, Spanien und die Spanier, München/Luzern 1978.

Reihenhäusern und Wohnungen, die im europäischen Ausland vermarktet wurden. Und in den 1980er Jahren nahm das erste Golf-Resort in Murcia nahe des Ferienzentrums La Manga den Betrieb auf. Während diese Politik der Verbindung von Tourismus und Immobilienmarkt in anderen Regionen an ihre Grenzen gestoßen ist (beispielsweise in Malaga, Alicante und auf den Balearen), erlebt die Region Murcia gegenwärtig einen regelrechten Boom. Obwohl sie von der Fläche her kleiner als Schleswig-Holstein oder Thüringen ist, sind zur Zeit nicht weniger als 50 Golf-Resorts mit ausgedehnten Wohnparks in der Planung oder im Bau. Fast jede Gemeinde hat einen Vertrag mit einem Bauträger unterzeichnet, nicht nur an der Küste, sondern bis weit in das Landesinnere hinein. Es entstehen Hotels und Pensionen, in denen die klassischen Sommertouristen übernachten, und es werden vor allem Häuser und Apartments gebaut, die an Angehörige anderer EU-Staaten bzw. Schweizer und Norweger verkauft und von diesen dann als Ferienunterkunft oder als Wohnsitz genutzt werden.



Im ›neuen Kalifornien‹ im Süden Spaniens treffen Wohlstandsmobilität nordeuropäischer Senioren und Arbeitswanderung von Nicht-Europäern aufeinander. Im Vordergrund Arbeitsmigranten bei der Ernte, im Hintergrund ein im Bau befindliches Golf-Resort (Foto: Klaus Schriewer)

Es ist kaum verwunderlich, daß in diesem Kontext vielfältige Wanderungsbewegungen stattfinden. Murcia ist eine der Regionen par excellence für das Paradigma des ›New California‹, wo wirtschaftlich motivierte Migrationsströme mit Formen der Mobilität zusammentreffen, die – um zunächst eine negative Bestimmung vorzunehmen – weder politisch noch wirtschaftlich im Sinne einer Arbeitsplatzsuche motiviert sind. Die Bezeichnung des ›New California‹ bezieht sich auf das Zusammentreffen zweier Migrationsformen im amerikanischen Bundesstaat: einerseits seit den 1960er Jahren die Ansiedlung älterer Amerikaner aus den nördlichen Staaten, die ihre Zeit als Rentner im sonnigen Süden genießen wollen, und andererseits die lateinamerikanische Zuwanderung, für die Kalifornien das Tor in die USA bildet.²

Konkret stellt sich die Situation in Murcia so dar, dass in den letzten zehn Jahren eine große Zahl an Zuwanderern aus Südamerika (vor allem Ecuador), dem Maghreb, Schwarzafrika und Osteuropa auf der Suche nach Arbeit in die Region gekommen ist. Der Anteil der Ausländer an der Gesamtbevölkerung von etwa 1,3 Millionen Menschen ist in diesem Zeitraum amtlichen Quellen zufolge von knapp 1 Prozent auf gegenwärtig 13,4 Prozent gestiegen. Hinzu kommt ein großer Anteil von Nicht-EU-Bürgern, die sich illegal im Land aufhalten.³ Zeitgleich mit dieser Wirtschaftsmigration hat sich eine mit dem Tourismus verwandte und aus ihm entwickelnde Wanderung von Angehörigen nördlicher EU-Staaten entwickelt, die mehr oder weniger dauerhaft in der Region leben. Unter diesen Europäern finden sich einerseits Arbeitsmigranten und andererseits eine große Zahl an Senioren, die entschieden haben, nach dem aktiven Erwerbsleben eine Immobilie am Mittelmeer zu erstehen und mehr oder weniger lange Zeiträume im Süden zu verbringen. Auch unter diesen EU-Bürgern in Spanien gibt es Personen, die sich in der Grauzone zwischen Tourismus und Migration bewegen und insofern illegal sind, als sie den gesetzlichen Vorgaben zur Meldepflicht nicht nachkommen.

Dieser Artikel beschäftigt sich am Beispiel der Region Murcia mit jenen Formen innereuropäischer Mobilität, die zwischen Tourismus und Migration anzusiedeln sind. Im Mittelpunkt steht dabei der Versuch, einerseits die

-
- 2 Pere Salvá Tomas, *The Complex Human Mobility Flows in the Mediterranean Region: The Case of the Balearic Islands as Phenomenon Type ›New California‹*, in: Armando Montanari (Hg.), *Human Mobility in a Borderless World?*, Rom 2002, S. 243–258; Vicente Rodríguez/Pere Salvá Tomas/Anthony M. Williams, *Northern Europeans and the Mediterranean: a New California or a New Florida*, in: Russell King u.a. (Hg.), *Geography, Environment and Development in the Mediterranean*, Brighton 2001, S. 176–195.
 - 3 José Fernández-Rufete Gómez/Juan Ignacio Rico Becerra, *Legale und illegale Zuwanderung in Spanien. Ecuadorianer in der Autonomen Gemeinschaft Murcia*, in: *IMIS-Beiträge*, 2005, H. 27, S. 89–108.

quantitative Dimension dieses Phänomens zu beschreiben und andererseits die Gründe für die Schwierigkeit einer solchen Analyse darzulegen. Im ersten Kapitel wird dazu der rechtliche Rahmen für die europäische Wohlstandsmobilität abgesteckt, und es werden die Bedingungen vorgestellt, die die Europäische Union und ihr Mitgliedstaat Spanien für die Ansiedlung von EU-Bürgern aufgestellt haben. Im zweiten Kapitel geht es um die verschiedenen amtlichen Quellen, die auf der Grundlage dieser rechtlichen Vorgaben erstellt werden, die Überprüfung der Aussagekraft dieser Quellen und um die Analyse des Bildes, das sie von der Wohlstandsmobilität in Murcia geben. Im dritten Kapitel werden auf der Grundlage der Resultate des Forschungsprojektes ›Interkulturelle Kommunikation und Europäisches Bewusstsein‹⁴ die Strategien beschrieben, die EU-Bürger in Bezug auf die Meldung entwickeln und welche Motivationen diesen Verhaltensweisen zugrunde liegen.

Der rechtliche Rahmen europäischer Mobilität mit Ziel Spanien

Als Spanien 1986 in die Europäische Gemeinschaft aufgenommen wurde, nahm die Zahl der EU-Bürger, die mehr oder weniger fest nach Spanien übersiedelten, deutlich zu. Neben der politischen Sicherheit, die sich durch diesen Beitritt abzeichnete, hatte Spanien sich mit der Unterzeichnung auch einem europäischen Raum geöffnet, in dem sich die Bürger der Mitgliedstaaten frei bewegen können und das Recht haben, sich allerorten anzusiedeln.

Dieses Recht, das schon im Vertrag von Rom 1957 benannt wurde, ist durch den Maastrichter Vertrag 1992 gefestigt worden. Im Artikel 8, der die Rechte der Bürger definiert, ist im ersten Absatz die Niederlassungsfreiheit definiert: »Every citizen of the Union shall have the right to move and reside freely within the territories of the Member States, subject to the limitations and conditions laid down in this Treaty and by the measures adopted to give it effect.«⁵

So visionär der erste Teil dieses Absatzes klingen mag, weist doch schon der zweite Teil auf Einschränkungen hin. Das Recht der Niederlassungsfreiheit ist der politischen Intention zu verdanken, den Arbeitskräften der einzelnen Mitgliedstaaten die Grenzen zu öffnen und so einen europäischen Arbeitsmarkt zu schaffen. All diejenigen, die nicht erwerbstätig sind, bilden für die hier anvisierten Regelungen Ausnahmefälle. Als Grundvoraus-

4 Das Projekt ›Interkulturelle Kommunikation und europäisches Bewusstsein‹ wurde von der Stiftung Séneca gefördert und unter Leitung von Klaus Schriewer durchgeführt. Beteiligt waren unter anderem Modesto García, Joaquín Rodes und Thomas Schmidt.

5 The Maastricht Treaty, abgeschlossen am 2.2.1992.

setzung für die Übersiedlung von einem Mitgliedstaat der EU in einen anderen gilt nämlich, dass die Person den Sozialsystemen des Ziellandes keine Kosten bereiten darf. Wer eine Arbeitsstelle im EU-Ausland annimmt, braucht keine Hindernisse zu befürchten, denn er oder sie wird automatisch in das nationale Sozialsystem integriert, als Einzahler und als Klient. Wer hingegen keiner Erwerbstätigkeit nachgeht, wie zum Beispiel Rentner und Pensionäre, muss auf andere Art und Weise nachweisen, dass er die Sozialsysteme des Ziellandes nicht belasten wird. In der Praxis bedeutet das den Nachweis von Einkünften, die den Lebensunterhalt vor Ort gewährleisten.

EU-Bürger, die sich länger als drei Monate in Spanien aufhalten, mussten bislang eine Aufenthaltsgenehmigung bei der zuständigen Ausländerbehörde beantragen, die sogenannte ›tarjeta de residencia‹. Seit 2003 ist die Aufenthaltsgenehmigung für Erwerbstätige aus anderen EU-Staaten, die in Spanien arbeiten und wohnen, nicht mehr obligatorisch. Senioren hingegen müssen weiterhin eine ›tarjeta de residencia‹ beantragen. Sie werden von der Behörde mittels einer Identifikationsnummer registriert, und ihnen wird dann ein spezieller Ausweis für Ausländer ausgestellt. Dieser Prozess ist in aller Regel problemlos zu bewerkstelligen, wenn man von den Sprachbarrieren und von der Tatsache absieht, dass das Speichern der Fingerabdrücke einigen Senioren als wenig adäquat erscheint. Doch das dürfte kaum ein Motiv sein, das einen bedeutenden Teil der europäischen Zuwanderer davon abhält, der Meldepflicht nachzukommen. Tatsache ist, dass zwischen gesetzgeberischer Theorie und lebensweltlicher Praxis eine große Lücke klafft.

Diese Einschätzung ergibt sich aus dem simplen Vergleich der Daten der Ausländerbehörde mit kommunalen Daten. Diese Gegenüberstellung ist deshalb möglich und interessant, weil die gemeindliche Registrierung in Spanien gänzlich getrennt von den Registrierungsverfahren der Ausländerbehörde durchgeführt wird. Das bedeutet, dass im ›padrón municipal de habitantes‹, der mit den Einwohnermelderegistern in Deutschland vergleichbar ist⁶, auch diejenigen Personen registriert sein können, die sich illegal im Land aufhalten oder doch zumindest ihren Aufenthalt nicht offiziell gemacht haben.

Der Vergleich der beiden Quellen zeigt, dass in der kommunalen Datenbank des ›padrón‹ mehr Personen registriert werden als Antragsteller für die Aufenthaltsgenehmigung. Für Spanien spricht der ›padrón‹ des Jahres 2001⁷, wie im Schaubild 1 gezeigt, von 489.813 EU-Bürgern. Die Ausländer-

6 Die Daten des ›padrón‹ werden von den Gemeinden an die spanische Statistikbehörde ›Instituto Nacional de Estadística‹ weitergeleitet, die sie auf ihren Internetseiten (<http://www.ine.es>) zugänglich macht.

7 Das Jahr 2001 wurde ausgewählt, weil es ermöglicht, eine dritte Quelle in den Vergleich einzubeziehen: den ›censo‹, die Volkszählung. Sie wird mit einem Abstand von jeweils zehn Jahren durchgeführt. Die letzte fand im Jahr 2001 statt.

behörde hingegen veröffentlichte im selben Jahr, dass lediglich 331.352 EU-Bürger mit Aufenthaltsgenehmigung registriert waren.⁸ Für Murcia sind die Daten im Jahr 2001 vergleichbar, wenngleich nicht ganz so deutlich: Für das vergleichbare Stichdatum nennt die Ausländerbehörde insgesamt 6.143 EU-Bürger. Im ›padrón‹ hingegen waren 7.065 EU-Bürger registriert.⁹ Diese Daten verdeutlichen, dass der ›padrón‹ sowohl landesweit als auch auf regionaler Ebene die Quelle ist, in der mehr EU-Bürger aufgeführt werden; er scheint demnach die zuverlässigste Quelle zu sein.

Doch auch der ›padrón‹ ist nicht der Weisheit letzter Schluss. Eigentlich sollten in ihm diejenigen Personen aufgeführt sein, die sich länger als 180 Tage an einem Ort aufhalten. Aber ebenso wie im Falle der Aufenthaltsgenehmigungen scheint auch in diesem Fall der gesetzgeberische Wunsch nicht mit der Realität übereinzustimmen. Diese Einschätzung zumindest ist in der Forschungsliteratur wiederholt geäußert worden. Einige Studien sprechen gar davon, dass sich nur etwa 20 Prozent der Zuwanderer aus den anderen EU-Staaten erfassen lassen, andere gehen davon aus, dass sich etwa die Hälfte registrieren lässt.¹⁰ So beziffert beispielsweise Mullan den Anteil der registrierten Personen mit 20 Prozent.¹¹ Eine von der Landesregierung Andalusiens durchgeführte Befragung hingegen schätzt den Anteil der nicht registrierten Personen für die Costa del Sol auf ›nur‹ 28 Prozent.¹² Für die Region Murcia wiederum geht der Soziologe Juan Monreal davon aus, dass im Jahr 2000 insgesamt 22.000 zugewanderte europäische Senioren dort wohnhaft waren, während der ›padrón‹ nur knapp 6.000 Personen aufführt.¹³ Auch wenn nicht genau gesagt werden kann, wie hoch der Anteil der nicht gemeldeten Personen ist, und es viele regionale und lokale Unterschiede geben dürfte, bleibt doch insgesamt festzuhalten, dass die amtlichen Datenbanken nur einen Teil der Zuwanderer aus den anderen EU-Staaten erfassen.

8 Bei der Volkszählung wurden 364.063 EU-Bürger ermittelt.

9 Im Rahmen der Volkszählung wurden 5.694 Personen registriert.

10 María A. Casado/Vicente Rodríguez, La migración internacional de retirados en España: limitaciones de las fuentes de información, in: *Estudios Geográficos*, 62. 2002, S. 533–558.

11 Catharine Mullan, *A Report on the Problems of the Elderly British Expatriate Community in Spain*, London 1993.

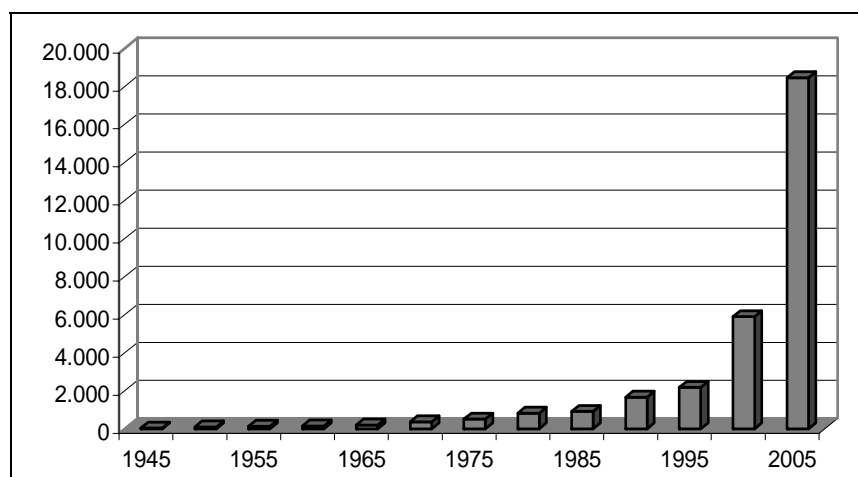
12 Vicente Rodríguez u.a., *Los inmigrantes europeos jubilados en Andalucía*, Madrid 1998.

13 Juan Monreal (Hg.), *Un nuevo mercado turístico. Jubilados europeos en la Región de Murcia*, Murcia 2001.

Eine Annäherung: Informationen der offiziellen Statistiken

Trotz dieser Unzulänglichkeit bildet der ›padrón‹ die beste Möglichkeit einer ersten Annäherung an die sozio-demographischen Merkmale der Zuwanderer aus Nordeuropa in Spanien. Sie bildet unserer Einschätzung nach wichtige Trends ab und eröffnet zusammen mit den weiteren amtlichen Quellen überhaupt erst eine historische Perspektive in der quantitativen Analyse.

Schaubild 1: Den kommunalen Registern zufolge gemeldete EU-15-Bürger, Norweger und Schweizer in der Region Murcia



Für die Region Murcia zeigt die Durchsicht der amtlichen Daten, dass die Zuwanderung von Europäern bis in die 1980er Jahre die Ausnahme war. Die Statistik verzeichnet bis zum Ende der Franco-Diktatur lediglich einige wenige Abenteuerer. So lebten im Jahr 1945 – um nur einige Beispiele zu geben – nur 8 Briten, 10 Schweizer, 17 Franzosen und gar nur 3 Deutsche in Murcia.¹⁴ Nicht-Europäer führte die Ausländerstatistik nicht auf. Während der 1970er und 1980er Jahre stieg die Zahl der europäischen Zuwanderer nur geringfügig an. 1971 wohnten 369 Nord- und Mitteleuropäer in der Region, 1981 waren es 811 Personen. Erst nach dem Beitritt Spaniens in die Europäische Gemeinschaft im Jahr 1986 überschritt die Zahl der Nord- und Mitteleuropäer in Murcia die Zahl von 1.000 Personen. Und seit Mitte der 1990er Jahre

14 In den spanischen Großstädten zeigte sich eine andere Situation. So waren in Barcelona 2.589 und in Madrid 2.383 Deutsche registriert. Landesweit waren Deutsche (7.426) und Franzosen (7.425) am häufigsten vertreten, hingegen führen die amtlichen Quellen landesweit trotz einiger bedeutender britischer Wirtschaftsunternehmen nur 2.362 Briten auf.

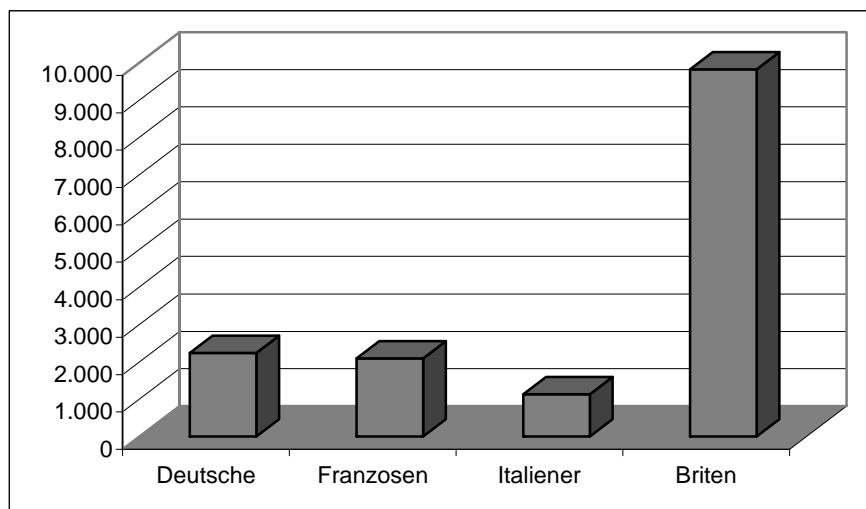
schnellte dann die Zahl der europäischen Zuwanderer in die Höhe. Waren im Jahr 1995 noch 2.176 Angehörige der nördlich gelegenen europäischen Staaten im ›padrón‹ verzeichnet, so erreichte ihre Zahl im Jahr 2005 plötzlich 18.470 Personen (Schaubild 1). Diese Zahlen sprechen für sich.

Um der Frage nachzugehen, woran die offiziellen Statistiken kranken und ob die EU-Bürger sich in Spanien überhaupt den Vorgaben entsprechend registrieren lassen, ist zunächst genauer zu betrachten, welches sozio-demographische Profil die EU-Bürger in Murcia haben. Wer siedelt sich in Murcia an? Welcher Nationalität gehören die EU-Bürger an, welcher sozialen Schicht, welcher Generation oder welchem Geschlecht? Auch zu diesen Fragen hält der ›padrón‹ einige quantitative Informationen bereit: 1965 waren die vier am häufigsten vertretenen Nationalitäten die Franzosen (59), gefolgt von Deutschen (38), Italienern (35) und Briten (32). Heute hat sich die Situation grundlegend verändert, denn es sind keine Europäer mehr, die die stärksten Gruppen stellen, sondern Marokkaner und Ecuadorianer. Der sprunghafte Anstieg der europäischen Zuwanderung in die Region Murcia in den 1990er Jahren wird begleitet durch die erst 1990 einsetzende und dann stark ansteigende Zuwanderung von Nordafrikanern und Südamerikanern. Zu den offiziell gemeldeten 18.470 Bürgern anderer europäischer Staaten sind im Jahr 2005 allein 55.624 Ecuadorianer und 44.781 Marokkaner hinzuzurechnen. Murcia, das bis dato eine Auswanderungsregion war und eine deutlich ausgebildete Tradition der Arbeitsmigrationen besitzt, hat sich binnen zehn Jahren in eine Zuwanderungsregion verwandelt.

Und auch unter den Europäern selbst haben sich die Relationen verschoben. Die historisch betrachtete große Bedeutung der französischen und deutschen Zuwanderung hat zugunsten der britischen abgenommen. Die mit Abstand am stärksten vertretene nationale Gruppe im ›padrón‹ des Jahres 2005 sind die Briten (9.818); während nur 2.229 Deutsche, 2.085 Franzosen und 1.124 Italiener registriert waren (s. Schaubild 2). Diese Angaben sind zwar mit Vorsicht zu lesen, denn für eine nationale Gruppe kann es interessanter sein als für eine andere, den Wohnsitz in Spanien anzumelden. Es ist zu vermuten, dass sich die britischen Staatsangehörigen zu einem höheren Anteil bei den Einwohnermeldeämtern melden als die Deutschen, allerdings ist insgesamt davon auszugehen, dass die Zuwanderung aus Großbritannien in Murcia wie in anderen Mittelmeerregionen in den letzten Jahren und konkret seit Einführung des Euro dominiert.

Ein Blick auf die Altersverteilung der EU-15-Bürger, Schweizer und Norweger in Murcia lässt unschwer erkennen, dass die innereuropäischen Wanderungen in sich sehr unterschiedliche Charakteristika aufweisen. Neben der umfangreichen Gruppe jüngerer Zuwanderer im erwerbsfähigen Alter (bis 50 Jahre) fällt im Vergleich die besonders stark repräsentierte Gruppe der Senioren auf.

Schaubild 2: Die vier am häufigsten vertretenen europäischen Nationalitäten im ›padrón‹ 2005



Im Falle der 20- bis 50-jährigen Zuwanderer ist davon auszugehen, dass ihre Ansiedlung zu einem großen Teil mit einem beruflichen Engagement verbunden ist. Die im ›padrón‹ verzeichneten Zahlen über diese Altersgruppe dürften sich deshalb auch eher der Realität annähern als die der Senioren. Das ergibt sich aus dem Sachverhalt, dass die EU-Bürger, Schweizer oder Norweger, die in Spanien eine Erwerbsarbeit aufnehmen, hier auch formal ihren Wohnsitz haben müssen, insbesondere wenn es sich um Familien handelt, die ihre Kinder in das spanische Bildungssystem integrieren wollen. Auffällig ist, dass diese Gruppe, die wir als potenzielle Erwerbstätige einstufen, sich mit Blick auf die Nationalität deutlich differenzieren lässt. Es sticht hervor, dass unter den im ›padrón‹ verzeichneten Italienern und Franzosen die 20- bis 50-Jährigen besonders stark vertreten sind, während die Altersverteilung unter Briten und Deutschen zugunsten der Senioren verschoben ist. Die italienische und französische Wanderung nach Murcia lässt sich mithin zu einem großen Teil als innereuropäische Arbeitswanderung verstehen. Diese These wird durch den Sachverhalt unterstützt, dass Italiener und Franzosen häufiger in der bislang wenig auf den Tourismus ausgerichteten, im Hinterland gelegenen Metropole Murcia leben, während gerade die Deutschen und auch die Briten vorwiegend in den touristischen Zentren an der Küste gemeldet sind. So waren im Jahr 2005 insgesamt 43,9 Prozent der in der Region Murcia registrierten Italiener, 20 Prozent der Franzosen, 10,9 Pro-

zent der Deutschen und nur 6,6 Prozent der Briten in der Stadt Murcia gemeldet.

Die amtliche Statistik zeigt auch, dass sich im Schatten der Zuwanderung von Senioren die absolute Zahl der erwerbstätigen europäischen Zuwanderer deutlich erhöht hat. Das mag einerseits als Effekt der fortschreitenden wirtschaftlichen Integration in der EU zu deuten sein. Es lässt sich aber auch beobachten, dass ein Teil der jüngeren EU-15-Bürger berufliche Aktivitäten entfaltet, die direkt mit der Zuwanderung von Senioren verbunden sind. Wer die fremdsprachigen Wochenzeitungen verfolgt, die entlang der Mittelmeerküste erscheinen und vor allem die englisch- und deutschsprachigen Senioren als Zielgruppe haben, findet zahlreiche Anzeigen, in denen deutsche und britische Bauhandwerker oder Friseure, Masseur, Ärzte und Immobilienmakler ihre Dienste anbieten. Sie bilden klar erkennbare ethnische Arbeitsmärkte, die von ihrer Sprachkompetenz und dem Vertrauen in die vermeintliche Qualität der Arbeit der eigenen Landsleute leben. An diesen ethnischen Arbeitsmarkt gekoppelt sind auch die Arbeitskräfte in spanischen Firmen, deren Aufgabe die Pflege der europäischen Kundschaft ist. So bieten mittlerweile viele Banken ihre Dienstleistungen in mehreren Sprachen an und stellen in den Zentren der Seniorenansiedlung häufig Landsleute zu deren Betreuung ein.

Im Gegensatz zu Franzosen und Italienern weisen die britischen und deutschen Zuwanderer – ebenso wie die hier nicht eingehender betrachteten Gruppen aus Skandinavien, den Benelux-Ländern oder der Schweiz und Österreich – eine Altersverteilung mit vergleichsweise starkem Gewicht der Senioren auf (s. Schaubild 3). Die Kohorte der 60- bis 70-Jährigen ist unter den Briten mit 29,5 Prozent und unter den Deutschen gar mit 30,6 Prozent vertreten. Und auch die Gruppe der 50- bis 60-Jährigen stellt im Falle der Briten 26,5 Prozent der insgesamt registrierten Personen, während sie unter den Deutschen nur 15,8 Prozent ausmacht. Die Erfahrungen in der Feldforschung zeigen, dass ein nicht unbedeutender Teil dieser Altersgruppe als Frührentner nach Spanien kommt. Gerade im Fall der 50- bis 60-Jährigen ist aber immer wieder zu beobachten, dass die finanzielle Absicherung begrenzt ist und in Spanien berufliche Tätigkeiten aufgenommen werden, wengleich häufig in einem Sektor der Schattenwirtschaft. Anhand dieser amtlichen Zahlen kann davon ausgegangen werden, dass mindestens die Hälfte der Briten und Deutschen als Rentner nach Murcia zuwandert.

Diese spezifische Altersstruktur unter Briten und Deutschen hat sich erst im letzten Jahrzehnt herausgebildet. Noch bis Mitte der 1990er Jahre wiesen die Statistiken unter den deutschen Staatsangehörigen die Gruppe der 20- bis 40-jährigen als umfangreichste Kohorte aus. Doch bis zur Millenniumsgrenze hat sich die Alterspyramide deutlich zugunsten der älteren Generation verschoben (s. Schaubild 4).

Schaubild 3: Altersverteilung (in Prozent) der im ›padrón‹ des Jahres 2005 gemeldeten Deutschen und Italiener

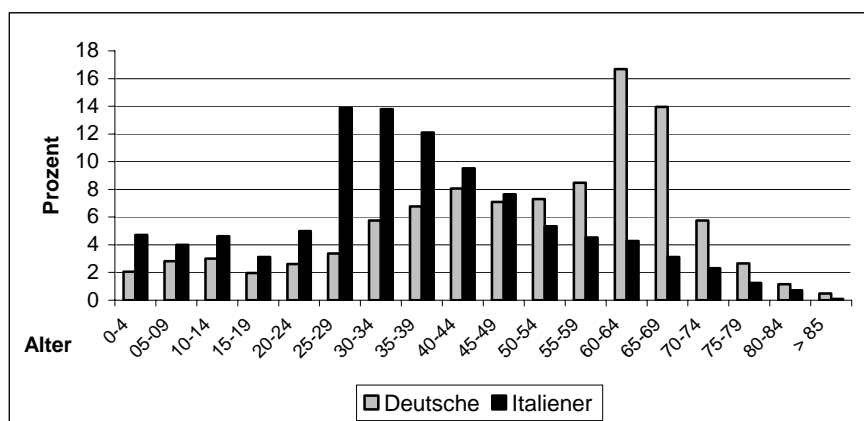
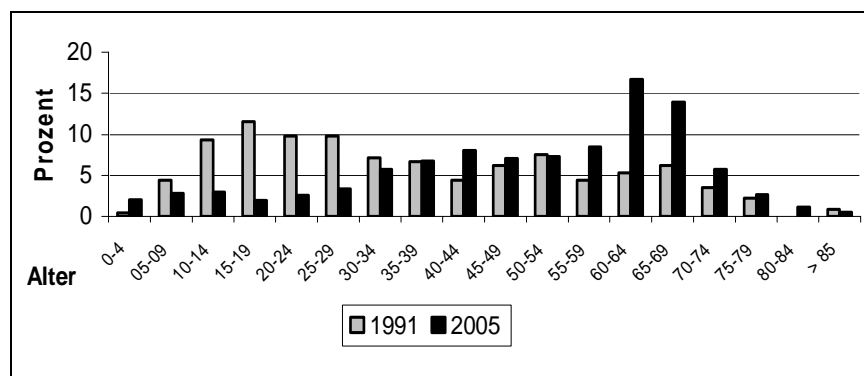


Schaubild 4: Altersverteilung (in Prozent) unter den in Murcia gemeldeten Deutschen 1991 und 2005



Dieses Phänomen der innereuropäischen Wanderung von Senioren, das in der Migrationsforschung bislang nur am Rande und von einem engen Zirkel von Wissenschaftlern betrachtet worden ist, wird als ›retirement migration‹, ›Altersmigration‹ oder ›Ruhesitzwanderung‹ bezeichnet.¹⁵ In diesem Artikel

15 Vicente Rodríguez, Tourism as a Recruiting Post for Retirement Migration, in: Tourism Geographies, 3. 2001, S. 52–63.

wird die Bezeichnung ›Wohlstandsmigration‹ zur Charakterisierung gewählt, um darauf hinzuweisen, dass es sich um eine Wanderung handelt, die nicht in dem Sinne wirtschaftlich motiviert ist, dass eine Erwerbsquelle gesucht wird. Es handelt sich bei den Senioren im Gegenteil um eine Personengruppe, die im Zielland ihren Ruhestand verleben will und durch den damit verbundenen Import von Kapital ökonomische Anreize schafft. Der Kauf einer Immobilie und der alltägliche Konsum der Senioren, die sich aus den erwirtschafteten Mitteln und den Rentenzahlungen im Herkunftsland speisen, bilden für Spanien bedeutende Quellen der Deviseneinnahmen. Der Begriff Wohlstandsmigration will damit in erster Linie die Differenz zu den Migranten aufzeigen, die aus Südamerika, Nordafrika oder auch dem Osten Europas nach Spanien zuwandern. Diese Wirtschaftsmigranten im klassischen Sinne haben in Spanien, wie in vielen anderen Ländern, einen schweren Stand, sowohl bei der Wohnungssuche und der Arbeitsvermittlung als auch bei der Anerkennung ihrer beruflichen Qualifikationen. Die Senioren aus anderen EU-Staaten (sowie der Schweiz und Norwegen) hingegen kommen als Kunden und Klienten, ohne sich am Arbeitsmarkt behaupten zu müssen.

Dennoch ist zu bedenken, dass Wohlstand ein relativer Begriff ist, auch mit Blick auf die europäischen Senioren an der Mittelmeerküste. In der kurzen Geschichte der Wohlstandsmigration lassen sich diesbezüglich deutlich zwei Phasen unterscheiden. Bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts war Spanien ein für ausländische Investoren und damit auch für potenzielle Altersmigranten ausgesprochen attraktives Land. Mit dem Beitritt zur EG hatte Spanien eine große politische Stabilität erreicht, gleichzeitig war es aufgrund der Preisdifferenzen zu den nördlich gelegenen europäischen Staaten ein äußerst attraktives Investitionsfeld. Sowohl Immobilien als auch der Lebensunterhalt waren deutlich günstiger als in den industrialisierten Mitgliedstaaten der EU. Senioren, die beabsichtigten, in den Süden abzuwandern, fanden hier also einen bedeutenden wirtschaftlichen Stimulus. Ein Eigenheim zu erwerben war auch für Angehörige der Mittelklasse erschwinglich, und der Alltag konnte mit deutlich geringerem finanziellen Aufwand bestritten werden als im Heimatland. Die Klientel der Immobilienkäufer verteilte sich in diesen Jahren zu je etwa einem Drittel auf Deutsche, Briten und andere Nationalitäten.

Diese Situation hat sich spätestens seit der Einführung des Euro deutlich verändert. Die Immobilienpreise sind stark gestiegen, so dass die Unterschiede zu Immobilien in den nördlichen EU-Staaten nicht mehr so offensichtlich sind. Und auch die Preise für Produkte des täglichen Bedarfs unterscheiden sich in aller Regel nicht mehr gravierend von denen, die in anderen nördlichen EU-Staaten gezahlt werden. Das bedeutet, dass diejenigen Senioren, die vor der Einführung des Euro nach Spanien abgewandert sind, eine günstige Immobilie erstanden haben und aufgrund der Preisdifferenzen mit

einer bescheidenen Rente ihr Auskommen hatten, nunmehr mit der Teuerung in wirtschaftliche Bedrängnis kommen. Der deutsche Honorarkonsul in Alicante, Dieter Fahnebrock, hat in einem Gespräch von solchen Fällen berichtet. Und auch unter den britischen Zuwanderern gibt es eine Gruppe, die ihren Auswanderungstraum mit einem sehr eng bemessenen wirtschaftlichen Spielraum bewerkstelligt. Trotz dieser Einschränkungen bilden die EU-Senioren insgesamt eine Gruppe, die, anders als die Arbeitsmigranten, als ökonomisch abgesichert gelten kann.

Vor dem Hintergrund dieser ersten Annäherung an das Thema durch die Analyse offizieller Daten stellt sich nun die Frage, wie die Senioren selbst handeln und ihre Rolle als Migranten oder Touristen einschätzen. Im dritten Kapitel werden deshalb einige Resultate der Forschungserhebungen präsentiert, die diese Fragestellungen betreffen.

Handlungsmuster und Selbsteinschätzungen der europäischen Senioren

Die zwei zentralen Probleme der quantitativen Forschung zum Thema der europäischen Wohlstandsmigration sind erstens der vermeintlich große Anteil nicht-registrierter Personen und die limitierte thematische Information der amtlichen Statistiken. Wer das Phänomen eingehender studieren möchte, ist also darauf angewiesen, selbst Erhebungen durchzuführen und eigenes Material zu erarbeiten. Im Forschungsprojekt ›Comunicación Intercultural y Conciencia Europea‹ ist deshalb eine Serie von 80 biographischen Interviews und eine umfangreiche Fragebogenaktion¹⁶ durchgeführt worden, an der insgesamt 3.000 Personen teilnahmen. Die Ergebnisse erlauben vor allem, die Innenperspektive der in Murcia ansässigen Europäer zu erschließen.

Ein erster Aspekt, der mit Blick auf die Genauigkeit und Glaubwürdigkeit der amtlichen Quellen von Interesse ist und die Frage der Illegalität der Europäer betrifft, ergibt sich aus einer Selbsteinschätzung, die die Teilnehmer der Fragebogenaktion vornahmen. Unter den 542 ausgewählten Informanten¹⁷, deren Äußerungen in einer ersten Auswertung analysiert wurden, bezeichnen sich 24 Prozent (130 Personen) als Langzeittouristen, was gleichbedeutend mit der Auskunft ist, dass sie in Spanien nicht gemeldet sind.

16 Die Umfrage wurde über die Jahre 2005 und 2006 hinweg in Kooperation mit der Fluggesellschaft Air Berlin, dem Flughafen San Javier-Murcia und anderen Institutionen durchgeführt. An ihr nahmen mehr als 3.000 Personen teil, von denen allerdings ein Großteil Spanien als Kurzurlauber besuchte.

17 Bei den ausgewählten Informanten handelt es sich um diejenigen, die sich eigenen Aussagen zufolge länger als drei Monate in der Region Murcia aufhalten oder, wenn sie keine Angaben zur Aufenthaltsdauer machten, als ›residentes‹ (Ausländer mit Aufenthaltserlaubnis) gemeldet sind.

42,8 Prozent (232 Personen) der Befragten geben an, im ›padrón‹ einer Gemeinde gemeldet zu sein. Eine Aufenthaltsgenehmigung (›tarjeta de residencia‹) hingegen, die all diejenigen beantragen müssten, die sich länger als drei Monate im Land aufhalten und deshalb auch in das spanische Gesundheitssystem eintreten müssen, besitzen unter den befragten Informanten nur 29 Prozent (157 Personen).¹⁸

Ein differenzierender Blick auf die Angaben der zwei am häufigsten vertretenen nationalen Gruppen – Briten und Deutsche – zeigt, dass sich übereinstimmend fast ein Viertel der Senioren als Langzeittouristen bezeichnet. Beeindruckend ist, dass mehr als ein Drittel (36,9 Prozent) dieser nicht registrierten Senioren angibt, sich länger als ein halbes Jahr in Spanien aufzuhalten. Das bedeutet, dass die Senioren die in Spanien gültigen Meldepflichten nicht befolgen. Wie in vielen Interviews deutlich wird, geschieht das aus einer Mischung von Unsicherheit, Vorteilnahme und Widerständigkeit, die Anlass für verschiedene Formen von Legitimationsgeschichten ist.¹⁹ So wird immer wieder argumentiert, dass man als EU-Bürger schließlich das Recht habe, sich überall in Europa anzusiedeln, ohne sich registrieren zu lassen. Die Gesprächspartner berichten auch, dass sie sich nicht in Spanien anmelden, weil sie sicherstellen möchten, dass sie weiterhin im Heimatland ärztlich versorgt werden.

Deutliche Unterschiede zwischen Deutschen und Briten lassen sich hingegen in Bezug auf die Meldestrategien erkennen: Während die Hälfte der Deutschen angibt, den Wohnsitz bei der Gemeinde angemeldet zu haben, und nur 16,8 Prozent im Besitz einer Aufenthaltsgenehmigung sind, verhält es sich unter den britischen Staatsbürgern so, dass 39 Prozent beim Einwohnermeldeamt ihrer Gemeinde registriert sind und immerhin 36 Prozent eine Aufenthaltsgenehmigung erlangt haben. Diese ›tarjeta de residencia‹ interessiert viele Briten, weil mit ihr ein Wechsel in das spanische Gesundheitssystem verbunden ist. Das bewirkt zwar gleichzeitig die Ablösung der Rechte im Herkunftsland, doch von vielen Briten wird das staatliche spanische Gesundheitssystem bevorzugt. Tatsächlich ist mit Blick auf die britischen Senioren in der spanischen Öffentlichkeit die Rede von einem regelrechten ›Sanitätstourismus‹.

Im Gegensatz dazu sind die deutschen Staatsbürger zu einem großen Teil daran interessiert, sich im deutschen Gesundheitssystem versorgen zu lassen. Sie sprechen von einem umfangreicheren Leistungskatalog und einer höheren Qualität. Sicherlich spielen Sprachbarrieren und die anders geartete

18 Beide Konzepte, Wohnsitz und Aufenthaltsgenehmigung, werden in Spanien getrennt behandelt und stehen nicht miteinander in Beziehung.

19 Albrecht Lehmann, Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag, in: *Fabula*, 21. 1980, S. 56–59.

spanische Krankenhauskultur, die die Angehörigen stärker in die Betreuung der Kranken einbezieht, auch eine Rolle für diese Einschätzung. Die Absicht, den Verbleib im deutschen Gesundheitssystem zu garantieren, dürfte viele Deutsche dazu bewegen, keine Aufenthaltsgenehmigung zu beantragen. Stattdessen melden sie sich bei der kommunalen Einwohnermeldebehörde an, was nicht dazu führt, dass der Wohnsitz in Deutschland aufgegeben werden muss.

Tabelle 1: Senioren, die sich länger als drei Monate in Spanien aufhalten, definieren ihren Status

Status	Britten		Deutsche	
	Prozent	Zahl	Prozent	Zahl
Tourist	1,2	4	6,1	10
Langzeittourist	23,1	80	22,7	37
Bei der Gemeinde gemeldet (empadronado)	39,0	135	52,8	86
In Besitz einer Aufenthaltsgenehmigung (tarjeta de residencia)	36,1	125	15,3	25
Ohne Angabe	0,6	2	3,1	10

Diese praktischen Gründe der Gesundheitsversorgung müssen aber nicht das alleinige Motiv für die unterschiedlichen Meldestrategien sein. Briten halten sich vielmehr über längere Zeiträume des Jahres in Spanien auf und lassen sich zu einem größeren Anteil dauerhaft nieder. Insgesamt 40,2 Prozent der britischen Teilnehmer der Umfrage geben an, sich zwischen neun und zwölf Monate im Jahr in Spanien aufzuhalten, während es unter den Deutschen nur 12,9 Prozent sind. Unter ihnen gaben 35 Prozent an, sich lediglich drei bis sechs Monate im Jahr in Spanien aufzuhalten.²⁰

Tabelle 2: Jährliche Aufenthaltsdauer von Senioren in Spanien

Aufenthaltsdauer	Britten		Deutsche	
	Prozent	Zahl	Prozent	Zahl
0–3 Monate	12,4	43	13,5	22
3–6 Monate	22,3	77	35,0	57
6–9 Monate	6,9	24	18,4	30
9–12 Monate	40,2	139	12,9	21
Ohne Angabe	18,2	63	20,2	33

20 Zur Problematik der Gesundheitsversorgung: Klaus Schriewer/Joaquín Rodes, El cuidado de la salud en un contexto transnacional. Jubilados europeos en la Región de Murcia; <http://www.unavarra.es/migraciones/tallerCs2ryc.htm> (6.4.2007).

Auch das Verhalten in Bezug auf Immobilieneigentum im Herkunftsland ist unterschiedlich. Britische Staatsbürger geben die eigenen vier Wände auf den Inseln weitaus häufiger auf als ihre deutschen Nachbarn. Der neue Lebensabschnitt in Spanien wird von Briten insgesamt deutlicher vom vorhergehenden getrennt. Das bedeutet aber nicht, dass die britischen Senioren und die anderer Nationalitäten ihre Verbindungen zu ihrer ehemaligen Lebenswelt aufgeben oder verlieren. Durch eine intensive Nutzung der modernen Informationstechnologien und der dichten Verkehrsverbindungen pflegen sie den Kontakt. Die Satellitenantenne für den Empfang von Fernsehsendern des Herkunftslandes fehlt in kaum einem Haushalt. Die sozialen Netzwerke in der ›alten Heimat‹ werden durch gegenseitige Besuche gepflegt. Besonders unter Briten ist häufig das Phänomen der Untervermietung an andere Landsleute anzutreffen, was einen intensiven Austausch belegt. Auch in den Reisegewohnheiten zeichnen sich die Briten durch eine hohe Frequenz aus, die die der Deutschen übertrifft. 46 Prozent der Briten fliegen dreimal oder häufiger im Jahr von Spanien aus in das Herkunftsland, unter den Deutschen sind es nur 38,7 Prozent. Welche Bedingungen für die Senioren dabei von Bedeutung sind, illustriert eine Sequenz zum Thema Flugreisen aus einem Forschungsgespräch mit einem britischen Ehepaar:

She: »the fares were expensive, whereas now, that the fares a lot cheaper now, and...«

He: »And you've got another airport too.«

She: »And with, with Murcia airport, it's...«

He: »For us, anyway.«

She: »It's more like a bus service now, it's like, you know, you just book one-ways. In the old days you could only get seven-day return or a fourteen-day return, now you can get a one-way, and go for, we go home for the weekends sometimes. If you get a cheap flight, yes, we do! We go to the shops.«

He: »Or the kids come over...«²¹

Die in diesem Ausschnitt versammelten Hinweise zeigen deutlich, welche Aspekte die intensive Nutzung des Flugverkehrs begünstigt haben: die geringen Kosten, der Ausbau der Infrastruktur mit einem nahen Flughafen, in diesem Falle in der Region Murcia selbst, und die Veränderung der Verkaufsstrategien, die von den festen Charterreisen zu mehr Flexibilität geführt haben. Wenn die Flugreise mit einer Busfahrt verglichen wird, zeigt das die steigende Normalität einer noch vor einem Jahrzehnt als außergewöhnlich und aufwendig empfundenen Reiseform. Die hohe Reisefrequenz zwischen Herkunfts- und Zielland dürfte im Rahmen grenzüberschreitender Migrationen eines der Spezifika der innereuropäischen Seniorenmobilität sein. Denn hier hat sich ein Markt für preisgünstige Reiseangebote entwickelt, der eine

21 Interview GB009.

Klientel anspricht, die in aller Regel das notwendige finanzielle Budget für regelmäßige Reisen besitzt. Anders als im Falle der herkömmlichen Arbeitsmigration sind die Wohlstandsmigranten in der Lage, auch real die Verbindungen zur ›Heimat‹ zu pflegen.

Der Blick auf die Daten zu deutschen Senioren deutet auf eine große Anzahl von Menschen hin, die sich ›zwischen zwei Welten‹ bewegen. Die Statistik zeigt, dass sich 60,8 Prozent der Deutschen nur bis zu sechs Monate eines Jahres in Murcia aufhalten. Vielfach handelt es sich um Senioren, die sich im Winter für einige Monate an das Mittelmeer begeben und im April oder Mai wieder nach Norden reisen, um die heißen Sommermonate im Süden zu umgehen. Die britische Anthropologin Karen O'Reilly hat diesbezüglich eine Typologie erarbeitet, die zwischen Vollresidenten (die ganzjährig in Spanien leben), Halbresidenten (die im Sommer in das Herkunftsland zurückreisen), Winterresidenten (die lediglich die kalte Jahreszeit in Spanien verbringen) und Besuchern (die für kürzere Aufenthalte nach Spanien kommen) unterscheidet.²²

Das insgesamt unter den Senioren verbreitete Phänomen, in und zwischen zwei Ländern zu leben, ist in den Sozialwissenschaften in den letzten Jahren verstärkt ins Visier geraten. Ulrich Beck beispielsweise spricht, ohne das Thema besonders zu vertiefen, von der »Polylokalität«²³ als einem Aspekt der Globalisierung. Dabei ist die hier behandelte Form nicht so sehr eine Begleiterscheinung der Globalisierung, sondern vielmehr Effekt der europäischen Integration und damit eng mit den politischen Rahmenbedingungen verbunden, die die Europäische Union und ihre Mitgliedstaaten geschaffen haben.

Die ›Polylokalität‹ bildet eines der Motive dafür, dass die nordeuropäischen Senioren in der spanischen Gesellschaft mit dem Tourismus in Verbindung gebracht werden. Diese Wahrnehmung ist nicht abwegig, denn die Senioren aus Nordeuropa siedeln sich vornehmlich in den touristischen Zentren an, die mittlerweile zu internationalen Zentren am Rande der spanischen Gesellschaft geworden sind. Auch die Senioren sehen sich gelegentlich als Touristen mit hoher Mobilität, was für viele auch das Motiv ist, sich nicht in Spanien registrieren zu lassen.

Tatsächlich bewegen sich diese Mobilitätsmuster außerhalb der in der europäischen Gesetzgebung vorgesehenen Form räumlicher Mobilität. So wird ›Wohnort‹ in der Berichtigung der Verordnung 883/2004 über die soziale Sicherheit von EU-Bürgern, die in anderen Mitgliedstaaten ansässig sind,

22 Karen O'Reilly, *The British on the Costa del Sol. Transnational Identities and Local Communities*, London 2000.

23 Ulrich Beck, *Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antwort auf Globalisierung*, Frankfurt a.M. 2004.

als der »Ort des gewöhnlichen Aufenthalts einer Person«²⁴ definiert; eine Formel, die in vielen Texten auftaucht. Diese Vorstellung eines einzigen festen Wohnsitzes und Lebensmittelpunktes entspricht nicht den Mustern, die sich in der europäischen Wohlstandsmigration entwickelt haben. Tatsächlich haben sich hier Lebensstile ausgebildet, deren Alltag sich in und zwischen zwei Ländern abspielt und die so der Idee eines festen Wohnsitzes widersprechen. Das bedeutet in der Praxis, dass die Bürger den Meldepflichten kaum nachkommen können, es sei denn, sie wollten sich bei jedem drei- oder viermonatigen Aufenthalt neu registrieren lassen.

Schluss

Im Schatten des Tourismus hat sich Spanien zu einem Ziel neuer Formen der Mobilität auf dem alten Kontinent entwickelt. Der Beitritt zur EG im Jahr 1986 hat die rechtlichen Voraussetzungen dafür geschaffen, dass sich insbesondere Senioren aus Mittel-, West- und Nordeuropa den Traum von einem Leben unter der Sonne Spaniens verwirklichen. Das besondere Merkmal dieser Migration, die gelegentlich kaum vom Tourismus zu unterscheiden ist, liegt in der hohen Reisefrequenz zwischen Herkunfts- und Zielland. Viele Senioren leben quasi in zwei Ländern und damit zwischen und in zwei Welten.

Die rechtlichen Voraussetzungen dieser europäischen Wohlstandsmobilität werden von der EU garantiert; insbesondere durch das Niederlassungsrecht. Trotz dieser Öffnung des europäischen Raums für die Binnenmigration und der Förderung der Mobilität hält die Gesetzgebung der EU und der Staaten unbeirrt an einem Modell eindeutiger Monolokalität fest. Einen Wohnsitz kann ein EU-Bürger nur in einem der Mitgliedstaaten haben. Dass sich in Europa eine Kultur des Lebens an verschiedenen Orten ausbildet, reflektiert die Legislation bislang nicht.²⁵

Das führt dazu, dass die Europäer, die sich durch eine hohe Mobilität auszeichnen und an mehreren Orten gleichzeitig leben, in die Zwickmühle geraten, sich regelmäßig und immer wieder von Neuem in den Ländern ab- und anmelden zu müssen, in denen sie ihr Leben führen. Oder aber sie müssen sich für die Meldung in einem Land entscheiden und immer wieder ohne Meldung im anderen aufhalten.

24 [http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:32004R0883R\(01\):DE:HTML](http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:32004R0883R(01):DE:HTML) (17.1.2007). Veröffentlicht im Amtsblatt der EU, Nr. L 200 vom 7.6.2004, S. 1–49.

25 Zur ebenso fraglichen Problematik eines europäischen Bewusstseins: Klaus Schriewer, Nationales und europäisches Bewusstsein, in: Beate Binder/Silke Götsch/Wolfgang Kaschuba/Konrad Vanja (Hg.), Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie europäischer Modernen, Münster 2005, S. 361–371.

Diese Zurückhaltung bei der Meldepflicht hat zur Folge, dass es kaum möglich ist, die quantitative Dimension des Phänomens zu beschreiben. Die amtlichen Quellen erfassen nur einen Teil derjenigen Personen, die sich hier nicht nur als Touristen im Jahresurlaub aufhalten. Selbst die Einwohnermeldedaten, die die zuverlässigste der Quellen in Spanien darstellen, geben somit nur Auskunft über den sichtbaren Teil dieser Mobilität.

Praktische Folgen hat dieses auch als ›infraregistro‹ (Unterregistrierung) bezeichnete Phänomen²⁶ vor allem für die Kommunen. Da die finanziellen Zuwendungen des Staates an die Gemeinden anhand der Einwohnerzahl bemessen werden, sind die betroffenen Orte systematisch unterfinanziert, was sich in einer schlechteren Versorgung bei der Müllabfuhr, der Straßenbeleuchtung und weiteren kommunalen Aufgaben zeigt. Die gleiche Unterversorgung betrifft die von Staat und Region koordinierten Aufgaben wie Gesundheitsversorgung, vom Krankenhaus bis hin zur Dichte der Apotheken, oder die Ausstattung der Polizei.

Sowohl für die spanische Gesellschaft als auch für die Senioren wäre es deshalb sinnvoll, Bedingungen zu schaffen, die eine Registrierung erleichtern und für die Senioren attraktiv macht. Doch dazu ist es vor allem notwendig, im Rahmen der Europäischen Union die ungelösten Fragen bei der sozialen Absicherung anzugehen und der gesteigerten Mobilität sowie dem transnationalen Lebensstil der EU-Bürger Rechnung zu tragen.

26 Joaquín Rodes, Turismo residencial y asentamiento de ciudadanos europeos en la Región de Murcia. Aplicación de técnicas cuantitativas de investigación, in: Tomas Mazón/Antonio Aledo (Hg.), Turismo residencial y cambio social, Alicante 2005, S. 341–355.

Petra T. Bürgelt, Mandy Morgan
and Regina Pernice

The Migration Process through the Eyes of Migrants

Experiences, Interpretations and Responses of German
Migrants to New Zealand

First world countries are increasingly competing with one another to attract educated and skilled migrants¹ they require to sustain their economic growth, and to counteract the adverse effects of their ageing populations and growing emigration. Despite considerable investment in this endeavour, many immigrants leave again, depriving the host country of valuable employees and businesses essential for economic growth. Consequently, these countries must not only develop strategies to attract and selecting new immigrants, but also to retain them in ways that contribute to the development of social and economic capital.

Migration is a major life transition² that exposes migrants to different cultural values, beliefs, and practices, and possibly hostility and discrimination.³ Since adaptation difficulties may result in psychological distress ad-

We would like to sincerely thank the participants of this project. It has been a tremendous privilege and honour for us to be able to participate in their lives and to interview them. Not only were they all tremendously hospitable, but they also allowed us to participate in their lives and were so open in telling us about their experiences. We are also grateful for the helpful comments of the reviewers. We thank the Roichi Sasakawa Peace Foundation for their very generous funding of this research via the Ryoichi Sasakawa Young Leaders' Scholarships Programme. The opinions expressed in this article are those of the authors alone.

- 1 Regina Pernice et al., Employment and Mental Health of Three Groups of Immigrants to New Zealand, in: *New Zealand Journal of Psychology*, 29. 2000, pp. 24–29; Colleen Ward/Stephen Bochner/Adrian Furnham, *The Psychology of Culture Shock*, New York 2001.
- 2 Kenneth Heller, Prevention and Health Promotion, in: idem et al. (eds.), *Psychology and Community Change*, Homewood 1984, pp. 172–210.
- 3 Anthony Giddens, *Sociology*, Oxford 1997; Walter Stephan et al., Prejudice Toward Immigrants to Spain and Israel: An Integrated Threat Theory Analysis, in: *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 29. 1998, pp. 559–575.

versely affecting the mental well-being, good adaptation is crucial.⁴ Consequently, research which illuminates the factors that influence the well-being and adaptation of immigrants, and their decision whether to stay or to return, is crucial. This paper contributes to this debate by presenting findings from research undertaken within the salutogenic and interpretative paradigm.

The salutogenic paradigm argues that successful adaptation to challenging life situations like migration depends on the meaning migrants ascribe to their experiences and can also lead to well-being and growth.⁵ These subjective interpretations are influenced by an interaction among and between their personal capabilities and their physical, psychological, and social environment. The interpretative paradigm offers frameworks for exploring how these interactions influence well-being and growth outcomes. From the various branches of interpretivism, we synergised symbolic interactionism and social constructionism as in narrative theory. The former specifies that people construct meaning through interacting with the world in which they live.⁶ The latter stipulates that people use story telling and conversing in these interactions.⁷ Consequently, this study investigated the subjective experiences and interpretations of migrants.

Migration research has typically focused on migration from third to first world countries; immigration, emigration *or* return-migration; and single male or female migrants. This study investigated the under-researched area of migration between first world countries by examining the whole migration process (including return-migration) of migrant couples and families. Specifically it researched contemporary German migrants to New Zealand, a group that received little consideration in migration literature.⁸

4 Robin Cohen (ed.), *Theories of Migration*, Cheltenham 1996; Regina Pernice/Judith Brook, *The Mental Health Pattern of Migrants: Is There a Euphoric Period Followed by a Mental Health Crisis?*, in: *International Journal of Social Psychiatry*, 42. 1996, pp. 18–27.

5 Aaron Antonovsky, *The Salutogenic Model of Health*, in: Robert Ornstein/Charles Swencionis (eds.), *The Healing Brain: A Scientific Reader*, New York 1990, pp. 231–243; Richard Lazarus, *Patterns of Adjustment*, New York 1976; Deodandus Strümpfer, *Psychological Resilience in Adults*, in: *Studia Psychologica*, 41. 1999, pp. 89–103.

6 Herbert Blumer, *Symbolic Interactionism: Perspective and Method*, Englewood Cliffs, NJ 1969.

7 Michele Crossley, *Introducing Narrative Psychology: Self, Trauma, and the Construction of Meaning*, Buckingham 2000; Catherine Marshall/Gretchen Rossmann, *Designing Qualitative Research*, Thousand Oaks, CA 1999.

8 James Bade (ed.), *The German Connection: New Zealand and German-speaking Europe in the Nineteenth Century*, Auckland 1993; idem (ed.), *Out of the Shadow of War: The German Connection with New Zealand in the Twentieth Century*, Auckland 1998; Brigitte Bönisch-Brednich, *Keeping a Low Profile: An Oral History of*

Research Aims and Questions

This study explored the experiences of the whole migration process of German migrant couples who live in New Zealand and intend to stay, and German migrant couples who had migrated to New Zealand, but returned to Germany; and to elucidate how they interpret these experiences. In particular, it sought answers to three main questions: What psychological and social factors influence the migration process, health/well-being and the likelihood of staying or returning? How do German migrants address obstacles during the migration process, and what psychological and social resources did they develop and/or use to maintain their psychological health? What are the positive health/growth outcomes of migration? The objective is the development of a local theory of the experience of German migrants to New Zealand. This paper provides an overview of this local theory.⁹

Research Design

Sixteen German migrants participated in this study: four German migrant couples who live in New Zealand (stayers) and four couples who returned to Germany (returners). Participants were recruited through snowballing¹⁰ and were eligible to participate if they were German *and* permanent residents or citizens of New Zealand, had migrated together with their current partner/spouse to New Zealand, and had lived longer than five years in New Zealand or returned to Germany. The sample obtained was highly diverse (see Table 1).

German Immigration to New Zealand, Wellington 2002; Oliver Diehl/Randolph Ochsmann, »Kiwi« oder kein »Kiwi«? Kulturelle Anpassung von Deutschen in Neuseeland, Mainz 2000; Diane Gruber/Almut Kraft, Auswandern aufgrund von Umweltbelastungen & Umweltbetroffenheit: Deutsche Auswanderer in Neuseeland, in: Manfred Cramer (ed.), Unser Doppelleben – Neue Studien zur Umweltbetroffenheit, Munich 1991, pp. 140–173.

- 9 Petra Bürgelt, Is New Zealand the Right Choice? The Psychological and Social Factors Influencing the Decision for German Immigrants to New Zealand to Stay in New Zealand or to Return to Germany, Masters thesis, Massey University, Palmerston North, New Zealand 2003, <http://giip.massey.ac.nz/content/public.htm> (German), <http://muir.massey.ac.nz/handle/10179/261> (English).
- 10 Julie Patrick/Rachel Pruchno/Miriam Rose, Recruiting Research Participants: A Comparison of the Costs and Effectiveness of Five Recruitment Strategies, in: *Gerontologist*, 38. 1998, pp. 295–302; John Watters/Patrick Biernacki, Targeted Sampling: Options for the Study of Hidden Populations, in: *Social Problems*, 36. 1989, pp. 416–430.

Table 1: Overview of Participants' Characteristics

Range year of migration	1985–1998
Range years of living in NZ	8 months – 17 years
Range year of return to Germany	1994–2001
Range years of living in Germany after migration	9 months – 8 years
Age range at time of study	34–58 years
Age range at migration	21–41 years
Relationship status	7 married, 1 de-facto
Children	1 x 0, 3 x 1, 4 x 2
Highest professional education	4 x trade certificate 3 x advanced trade certificate 2 x unfinished MAs (due to migrating) 4 MA 3 PhD

Figure 1: Place of Residence before Migrating in Germany

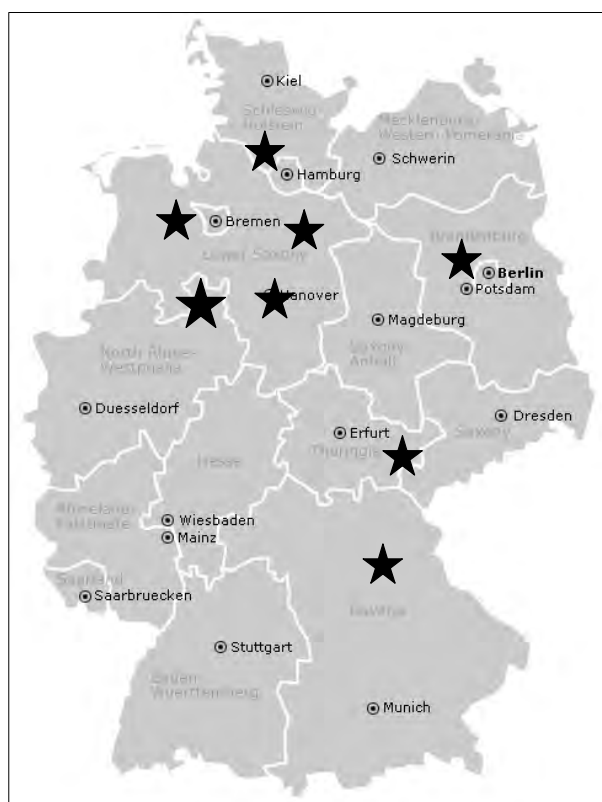


Figure 2: Place of Residence in New Zealand



We adapted grounded theory methodology as proposed by Strauss and Corbin¹¹ to include ethnography. In accordance with Straussian grounded theory, data collection and analysis proceeded simultaneously. Data were collected through a combination of participant observation, episodic interviews, and document review (Table 2). The first author stayed with each couple in their home for up to a week. She used every opportunity to participate in activities with them and to observe them during interactions with each other and with other people.

During her stay, the first author conducted in-depth episodic interviews¹² which covered migration experiences, perceptions, feelings, and actions from the point the participants first thought about migrating up to their

11 Anselm Strauss/Juliet Corbin, *Basics of Qualitative Research: Grounded Theory Procedures and Techniques*, London 1990.

12 Uwe Flick, *An Introduction to Qualitative Research*, London 1998.

current life. Partners were interviewed separately, in order to allow each to tell their migration story from their perspective and to avoid the possibility that less active and outspoken partners would be inhibited by the presence of the other partner. The interviews were conducted either in German or English.¹³

Table 2: Overview Data Collection

Ethnography 3 with stayers, 4 with returners*	
Total time spent	33 days
Average time	4.71 days
Range time	2 to 7 days
Episodic interviews 8 with stayers, 7 with returners**	
Total time	42.30 hours
Average time	2.50 hours
Range time	1 to 6 hours

* One couple was not comfortable with the principal researcher staying with them, but agreed to multiple interviews.

** One participant was comfortable with participating in the ethnography, but did not want to be interviewed since her migration experiences were too painful.

Interviews were fully transcribed, returned to the participants for editing and systematically analysed using various grounded theory analysis strategies¹⁴ and the qualitative data analysis programme ATLAS.ti. The findings yielded by the analysis guided questions and observations in the next sampling of participant observation and interviews. We also reflected on our own migration experiences¹⁵ and reviewed relevant documents, which enhanced analytic and theoretical sensitivity, and helped to understand the context of participants' accounts.

13 The first and the third author are fluent in both languages.

14 Kerry Chamberlain, Using Grounded Theory in Health Psychology, in: Michael Murray/Kerry Chamberlain (eds.), *Qualitative Health Psychology: Theories & Methods*, London 1999, pp. 183–201; Strauss/Corbin, *Basics of Qualitative Research*.

15 The first grew up in the former East Germany and lived in the former West Germany for some years. In 1996 she migrated to New Zealand. At the time of the study, she had lived for over six years in New Zealand, which means she has been a »long-term participant« that gave her »a peculiar kind of ethno-historical depth« (Sherry Ortner, *Fieldwork in the Postcommunity*, in: *Anthropology and Humanism*, 22. 1997, pp. 61–80, here p. 63). The other two researchers are also migrants (Germany to New Zealand, Australia to New Zealand). These insider positions provide richness and depth to the data collection and analysis.

Findings: The Migration Story

The migration story represents a mosaic – a colourful merger of the most important experiences of German migrant couples to New Zealand. The story reconstructs the migration process and identifies the psychological and social factors facilitating well-being/growth and staying and those contributing to ill-health and returning and how they are linked. The thread running through the whole story (core category) is that the participants lived their dream of leaving Germany to live in New Zealand. The story is presented in a linear fashion according to the five sub-phases identified in the migration process. However, the various mosaic parts are intertwined and/or happen simultaneously. In line with the salutogenic focus of this study, the summary concentrates on the health/well-being aspects of the migration process.

The Migration Process: Complex Interactions

From the data five phases of migration emerged. These phases are organised around the core category ›living the dream‹ and are strongly interconnected (Figure 3). Components of one phase interact with other components of that phase and/or components of another phase. Components in one phase also influence components in the following phase/phases. Experiences, interpretations, and actions during *developing the dream*, *readiness* and *enlivening the dream* influenced the experiences, interpretations, and actions during *realising the dream*. Experiences, interpretations, and actions during *realising the dream*, in turn, affected the outcome of living the dream (*reaping the fruits of living the dream*) and resulted in the decision whether to stay in New Zealand or to return to Germany (*weighing up: choosing the path which is most conducive for fulfilling future dreams*).

The experiences, interpretations, and actions in each sub-phase of the migration process influenced and were influenced by an interconnected trio of individual factors: characteristics and values, beliefs and attitudes, and capabilities and strategies (Figure 3). The individual factors interacted among themselves too. The characteristics and values influenced the beliefs and attitudes participants held and the capabilities they developed. The beliefs, attitudes, and capabilities, in turn, influenced the strategies participants used to manage the obstacles they encountered during their migration process. The individual factors either eased or aggravated the participants' experiences.

The psychological factors were affected by social and historical conditions related to Germany, New Zealand and Britain. The role played by Britain reflects New Zealand's history as a British colony. The friendly relations between British and German settlers changed drastically as a result of the

»growing race between Germany and Britain for naval supremacy«¹⁶, with British settlers (and their descendents) developing an »anti-German hysteria« against German settlers and refugees.¹⁷ In addition, the attitudes of many white New Zealanders appear to remain influenced by colonialism and the British assumption that their race was superior. For that reason, New Zealanders of British descent seem neither to believe in the equality of races, nor did they respect other cultures right from the beginning. Equality meant conformity: »be »like us« and you can be equal like us«.¹⁸ They expected newcomers to assimilate: »the more rapidly they did so, the more positively they were regarded by New Zealanders«.¹⁹ These attitudes still overshadow relationships between New Zealanders and German immigrants and have only very recently shown evidence of starting to move »out of the shadow of war«.²⁰

The psychological and social factors influencing migration experiences and decisions interacted in complex ways within and between the migration sub-phases. It was the complex interaction, rather than the factors per se, that influenced the migration experiences and subsequently the likelihood of staying or returning. All the identified factors *contributed* either to staying or to returning but none led solely to staying or returning. Additionally, a factor contributing to returning (e.g. insufficient English skills) could be neutralised or compensated for by factors that contributed to staying (e.g. sharing accommodation with New Zealanders). Thus, it is impossible to predict which outcome will ensue from knowledge of the factors alone. Further, since people differ, particular factors do not necessarily affect every German migrant. In the next sections, we discuss the major components of the five phases of the migration process to convey deeper insights into the complex interactions.

16 Jean King, Anti-German Hysteria During World War I, in: Bade (ed.), *Out of the Shadow of War*, pp. 19–24, here p. 19.

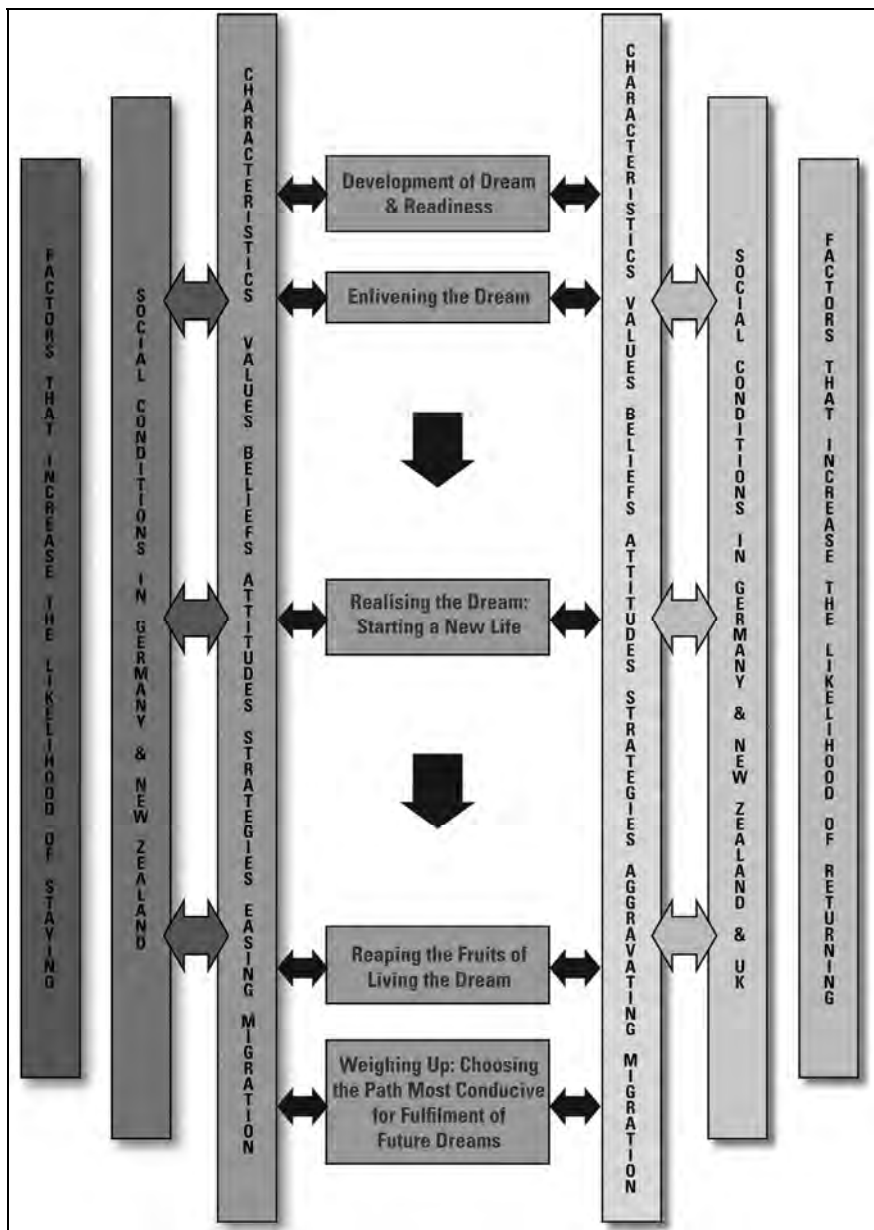
17 Bade (ed.), *Out of the Shadow of War*.

18 Valerie May-Jacobs, *Ink for the Invisible: An Essay on the Institutional Racism Experienced by Dutch Immigrants to New Zealand and the Impact this had on their Culture*, unpublished assignment, Massey University, Palmerston North, New Zealand 1999, p. 12.

19 Ann Beaglehole, *Refugees from Nazi Germany and Austria 1933–45*, in: Bade (ed.), *Out of the Shadow of War*, pp. 25–36, here p. 30.

20 Bade (ed.), *Out of the Shadow of War*.

Figure 3: Overview of the Interaction between Migration Phases and the Psychosocial Factors that Increase the Likelihood of Staying or Returning



Phase One: Developing the Dream & Readiness

»You only do migrate when you are ready for it to do it, if you have dreams. ... I think it is all about your ideas and dreams and personal inputs.«

The foundations for the gradual development of the dream to live in another country and readiness to migrate were laid during childhood. Having a family history regarding migration, growing up in a safe environment with wild places, disharmony, love of reading, love of travelling and interest in other people and cultures were conducive for migrating. These conditions contributed to evolving interests/special loves, characteristics and values, attitudes and beliefs, abilities and skills that proved to be advantageous for migrating. For example, the families of several participants had to flee their homes and migrate to other parts of Germany or other countries during World War II. A family history of migration reduced attachment to places and these participants were used to being different and to learning new things to adapt. It also generated more positive reactions from the family. Similarly, love of reading and travelling, and interest in other people and cultures transmitted by parents resulted in high levels of curiosity and fantasy, in the development of dreams, and in travelling extensively and independently without plans and with curiosity about other people and cultures.

The characteristics and values that participants held in common included questing for self-knowledge, experiences, and joy/happiness; being balanced between stereotypically feminine/masculine characteristics; accepting responsibility; and valuing independence, freedom, intense and meaningful relationships, cultural/intellectual stimulation and connectedness to nature. All these characteristics and values were closely intertwined and influenced their beliefs and attitudes and subsequently their actions. For instance, nearly all participants were motivated by their desire to find out more about their selves, to find their place, to stay mentally and physically fit, and to gain a better understanding of what is going on around them. These participants were very curious, had a sense of wonder, and actively sought new experiences by trying out different things and living in an environment in which things are fluid and conflicting rather than clear cut. They loved and sought challenges, change, uncertainty, and detours. For these participants, the thirst for experiences and knowledge was the central motivator for migrating and they interpreted their migration as an adventure, which entailed many changes and much uncertainty, but which also provided many opportunities for gaining new experiences important for their further development. Hence, they interpreted the difficulties/obstacles they encountered during their migration process as challenges and embraced them, which eased their migration.

Family background and individual characteristics and values inspired, encouraged, and enabled the participants to travel within Germany. The new experiences and capabilities that the participants gained by expanding their horizons within Germany led to the further development of their capabilities, making them stronger and more confident of expanding their horizons further (e.g. long travels worldwide, placements, working abroad, temporary migration). The experiences and confidence gained through travelling and temporarily working and living in other countries, again further formed their capabilities (e.g., self-knowledge, independence, cultural knowledge and skills, English skills); led gradually to their developing the dream to live in another country; and made them ready and open to realising their dream of leaving Germany and living in another country, to creating the right conditions, and/or to seizing the opportunity/chance when the conditions were right to move to New Zealand. The outlined process could be seen as a maturation process which expanded the participants' awareness and prepared the participants and can be depicted as a continuous upward spiral as presented in Figure 4.

The maturation process also generated the desire to live in New Zealand, because what the participants knew about New Zealand suggested to them a good fit with their characteristics/values (pull-factors). As a result of this upward spiral, the participants felt sufficiently mature, ready, having sufficient abilities, *and* desired or dreamed of migrating. Accordingly, the participants experienced a strong feeling/intuition that the migration to New Zealand is the natural next step:

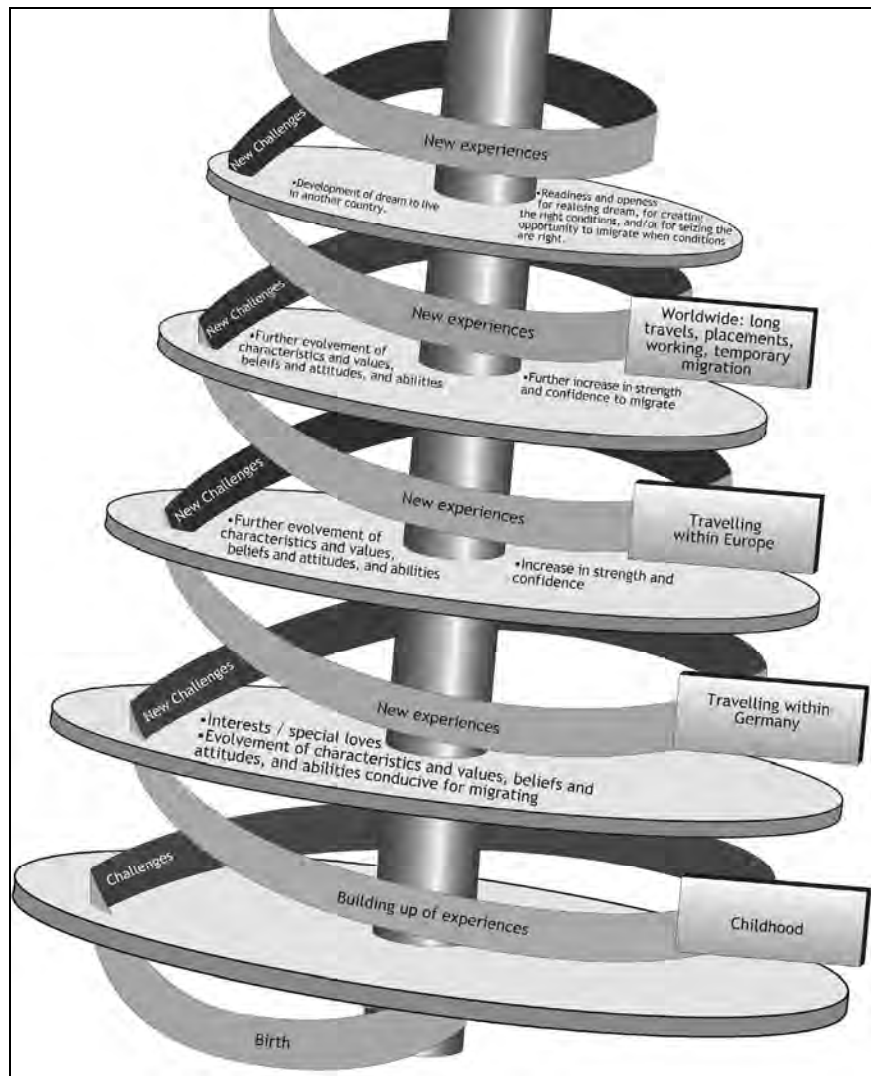
»...it just felt like the right thing to do.«

»I did the whole former Eastern Germany and I did the whole Eastern block, but I think it is all in a line, you know. When there is the next chance and you can go to South America you just take it. And then if you are already a bit more mature and you have an interesting job and you have a chance of doing this job in a fascinating environment [the country where we lived before for some years] you do it. It is just one line, I think. It is just one way from the very beginning.«

In all couples except one, the men were the *driving force*. These men followed their personal dreams and inspired their partners with their dreams. In inspiring the women, these men also gave priority to the relationship and family. The women in these couples were aware that the men were the driving force. The migration was easier when the women were open to the idea and saw it as a good opportunity; when they were also ready to go; when they thought that the move was benefiting them too (e.g. that this move would contribute to their personal development and would be good for the children), and when they had many of the above discussed characteristics and values.

Likewise, if the decision was either made jointly but independently from each other and/or the women were highly committed to the migration decision the couples were more likely to stay.

Figure 4: Maturation/Preparation Process: Developing the Dream and the Readiness



Phase Two: Enlivening the Dream

»I think many people have the same dreams, and the last bit of backbone and the last bit of decision needed to do that is not there or perhaps their mum said: »You don't go«, or perhaps their wife said: »I will leave you forever«, or »Just don't go, don't leave me alone.« Probably then many people can't do it.«

Dreaming about and being personally ready for living in a different country was not enough to lead to migration. To migrate, particular characteristics and abilities, and several reasons and conditions needed to come together or be created at the right time. The decision to migrate was a conscious one. At the same time, however, the decision was usually emotional rather than rational; they followed their feelings, because of their characteristic of trusting their feelings.

The reasons and conditions have become clear to participants only over time, and were highly specific, diverse, and interconnected. Commonly, a combination of the desire to start a new life phase in a different country and to go to New Zealand led to the decision to migrate, whereby the push factors preceded the pull factors. Three interrelated desires led to wanting to start a new life phase in another country: the desire for new experiences and knowledge/personal development; to get away from Germany; and to break away from their old life. For instance, the desire to get away from Germany resulted from feelings that the conditions in Germany oppressed their self and hindered their personal development and that they had outgrown many Germans as a result of their travelling. They also disliked some German characteristics (e.g. unfriendliness, aggressiveness), the expensive housing and the living disconnected from nature in Germany. Further, they were dissatisfied with their jobs, and the environmental and political conditions, and wanted to escape the grey weather during winter. A combination of these reasons and conditions dissatisfied them and motivated them to change their life in some way as expressed in the following account:

»The main reasons, I would think, was probably, because I was, when I was younger, I was involved in lot of political activities and that came to a point in the mid 80s where it sort of didn't go any further, didn't sort of, you know, this sort of enthusiasm you got when you are quite young was quite worn down. And I was married to someone and that marriage broke. And I couldn't really see, in this point in time, to carry on in the same way I done for a long time. And maybe I saw it sort of, a little bit as sort of personally – yeah, it's like a defeat sort of attached to it, to that sort of thought, you know what I mean? ... So felt defeated on that sort of front. And then the wall came down. And that is probably another one. So, all of a sudden, we are going from 60 million to 80 million people. ... And so I felt myself, I felt sort of situation in jobs, sort of is deteriorating, is not getting better, is getting worse.«

The desire to break away from their old lives also originated in factors which do not directly relate to Germany (e.g. breaking out of routine, leaving potentially adverse events behind, fleeing from relationship problems, and escaping difficult family relationships). While migrating to break out of a routine facilitated staying in New Zealand, the other three reasons contributed to returning to Germany if they were not actively dealt with.

Apart from one participant who vividly dreamed about New Zealand, all other participants developed the dream to migrate to New Zealand after considering alternative migration destinations and gaining knowledge about New Zealand. Various interrelated reasons and conditions pulled the participants to New Zealand: dream country, English-speaking country, having friends in New Zealand, job and working rights, permanent residence, and route to Australia. The participants decided in favour of New Zealand primarily because they perceived it as a dream country. What they knew about New Zealand suggested a good fit with their characteristics/values: green, clean, beautiful, much space, slower pace of life, affordable houses, friendly and relaxed inhabitants, English-speaking, similar and multi-cultural society yet dominant European culture. The participants perceived New Zealand as a wonderful and safe country for raising children.

The migration decision was also influenced by several other factors independent of both countries. These factors included the belief that it is important to follow one's dream, guilt feelings, attachment to family and places, siblings living in Germany, reactions from family, children, and financial security.

Before migrating to New Zealand, the participants held expectations and had goals regarding their life in New Zealand. These expectations and goals were shaped by the characteristics and values of the participants and the information they acquired about New Zealand prior to their migration. However, in hindsight, the participants stated that it was nearly impossible to imagine what they could expect to find in New Zealand and, thus, the migration was a big step into uncertainty. Although the decision to migrate to New Zealand was conscious, it was not a final and irreversible one. The participants considered their migration as a trial, in order to stay flexible in their pursuit of happiness/well-being, to reduce pressure on succeeding, and to protect their relationship. Once the participants made the decision, they started organising the migration, which entailed two simultaneous processes: building foundations for life in New Zealand and dissolution of life in Germany.

Phase Three: Realising the Dream: Starting a New Life

»I think it is a good mixture of the dreams and being tough enough to match reality to make it.«

Realising the dream involves actually experiencing how it feels to live in another country. In the beginning, many participants felt like a newborn or a beginner, because they had to start from scratch, did not know many things and had to learn a great deal all at once. The beginning of their new lives in New Zealand was very hard, because of all they needed to organise and learn, and because they were confronted with such uncertainty and many obstacles. The first year was the hardest. After that, it became increasingly easier. The first year was sweetened by contact with and assistance from New Zealanders. Especially in the beginning, there was much interest and effort on both sides to get to know one another. As a result, there was lively interaction between the participants and New Zealanders. Although the participants intended to integrate themselves into New Zealand society and put much effort into establishing friendships with New Zealanders, this lively interaction unfortunately petered out, mainly because of differences in social interactions, different friendship concepts, and dislike of some of the characteristics of New Zealanders.

The participants were challenged by obstacles relating to Germany including guilt, concerns about family and friends, and missing family, friends and cultural aspects. Obstacles relating to new life in New Zealand included disappointments, financial stringency, cultural differences regarding social interaction and friendship concepts and issues related to language, work, children and leisure. Language issues and financial stringency crystallised as central barriers, because insufficient language skills and finances negatively affected all other areas of life. All these obstacles interacted in one way or another with each other.

The participants were disappointed that the green and clean paradise image did not correspond with their experience of New Zealand; that the social security system, the economy, and the crime rate had changed for the worse, that New Zealand was so far behind Europe in many areas; that there was much more racism than they had ever expected and that, although New Zealand is multi-cultural, multiculturalism is not embraced by society. Additionally, although the participants held in high regard the fact that New Zealanders are very friendly, relaxed, and ready to help, over time they became increasingly discontented with some New Zealanders' characteristics, which were not obvious to them at first sight. Those participants with more realistic expectations, due to their travelling and living abroad, experienced fewer disappointments.

Although most participants spoke some English on arrival, many experienced difficulties with understanding the New Zealand slang. Poor English skills negatively affected social and work life, and also their identity and feelings about themselves. Learning to speak English was mostly facilitated by working, because it gave the participants practise opportunities through their interactions with colleagues and clients, and forced them to overcome any barriers to speaking. This link between work and language could operate in the opposite direction too, suggesting that this link can set in motion an upward or a downward spiral.

The challenges the participants experienced with regards to work consisted mainly of difficulties finding an appropriate job, interruption of women's careers, the much lower wages in comparison to Germany and needing to work in odd jobs. Additionally, some participants had negative work experiences including being treated as stupid because of poor language skills; experiencing sabotaging of their work, sexual harassment, and snide remarks; and being passed over for promotion.

A distinctive feature of cultural differences was that they were quite subtle making it more difficult to become aware of them. The migration literature usually uses the term culture shock to describe the feelings people experience when they migrate to another country and experience cultural differences. However, for the participants, it was more a ›culture shock'late‹, as one participant named it, because the differences between the German and the New Zealand culture are so subtle:

»It was much more subtle culture shock, you know, a culture shock that you didn't recognise as a culture shock – it was more a culture shock'late. ... I mean that's a different culture shock travelling to an Asian country where, I mean, culture shock just screams: ›Hello, different‹.«

Many participants assumed a similarity between the New Zealand and the European cultures and thus did not expect cultural differences. Because they did not expect differences and the differences were very subtle, the participants did not actively search for them. Therefore, it took them a long time to identify them. Accordingly, for a long time they were *socially blind* and made many *social blunders*. This issue was compounded by New Zealanders usually being too polite to point out social blunders and assuming Germans to be similar, because they look like them and they come from a Western culture. Thus, they typically expected German immigrants to behave ›correctly‹, and were not allowing of and felt offended by social blunders.

The two central differences that emerged were differences in social interaction and friendship concepts. With regards to the former Germans are more direct, whereas New Zealanders are more indirect. This creates, among other things, much confusion among Germans in interpreting the indirect speech of New Zealanders. With regards to friendship concepts, Germans

value deep, intense, and intimate friendships, whereas New Zealanders seem to be content with ›mateships‹. Both differences together, created difficulties for Germans making friends among New Zealanders.

Those participant couples who came with their children had to deal with additional challenges. They chose New Zealand also for the sake of their children. Specifically, they believed that it would be good for their children to grow up in a dream country, bilingually, in a multicultural environment, and in a safe, stress free environment with a strong connection to nature like they had grown up in. However, they soon realised that their children experienced difficulties such as missing family and friends, learning and maintaining German, conflicts of identity and belonging and conflicts with their parents. Some feared for the well-being of their children, because some were beaten because of their German background and called Nazi and Hitler at school. As a result, participants faced a dilemma about whether the migration decision was right for their children. These accounts suggest that children play a crucial part in the migration process of German couples with children.

Whether the participants perceived an experience as an issue in the first place, how they interpreted the issues and how they dealt with them was influenced by several personal and environmental factors. The influence of critical characteristics and values has been discussed under sub-phase one. Here we will discuss the most crucial general beliefs/attitudes and abilities/skills. Crucial general beliefs/attitudes which eased the migration process were following their feelings, accepting responsibility for their lives, perceiving migration as an adventure and problems as challenges, and being persistent yet flexible. Flexibility was ensured by not making concrete plans, being open to clues/signs, and seizing opportunities. Believing that things happen for a reason and enjoying the little things in life also helped responding well to more difficult issues. The most useful abilities and skills were sufficient English and cultural skills.

The migration experiences during the establishment phase were also influenced by several pre-migration factors²¹ and connected to conditions in Germany and New Zealand as well as historical events involving both countries. For example, in the beginning of their establishment the participants were not eager to seek support from, or associate with other German immigrants because of guilt and shame surrounding the events of World War II. Even though the participants were not active in the war, it is still part of their consciousness:

21 Petra Bürgelt/Mandy Morgan/Regina Pernice, Staying or Returning: Pre-Migration Influences on the Migration Process of German Migrants to New Zealand, in: *Journal of Community & Applied Social Psychology* [2008].

»And that's this old burden that still hangs around our neck and is even now still connected to our children. And I don't know how many hundred years that'll go on for. It's just – this old burden which we carry around with us. Everyone, I reckon.«

Some participants were concerned that, if they formed German communities, they would attract negative attention from New Zealanders.

Another reason is that the participants wanted to transcend cultural boundaries, rather than be tied to their German identity. This desire is in harmony with their desire to be themselves:

»...not that I naturally avoid them or anything, but if I wanted to be together with lots of Germans, I might as well have stayed in Germany, so I am not particular – I have no interest, for instance, to maintain my German culture or whatever. I like New Zealand, because it is multi-cultural. I don't want to be a German; I want to put my cultural background into the mix.«

It is possible that this desire might also be a means by which German immigrants try to escape the ›shadow of the wars‹. The third reason is that the participants wanted to integrate themselves into the New Zealand culture:

»I mean, we wanted to fit in there and I suppose didn't even want to particularly keep up the German customs or to found a German colony or anything.«

Despite the intention to integrate the participants reported that they seemed to inevitably develop friendships with other German immigrants, resulting in a circle of friends that consisted mainly of Germans.

Phase Four: Reaping the Fruits of Living the Dream

»...you can't fail in a sense – unless you break your back or something. But you don't ever fail, because you always gain something from it! You always have an experience, which no one can take away from you! You always have a life experience more!«

»...even if you go back, you have done something, which might be quite important for you.«

Living one's dream – experiencing the migration – was always a success, independent of whether migrants stayed or returned. Although all participants experienced difficulties during their establishment, they agreed that it was impossible to fail, because they gained important experiences. This was true for both stayers *and* returners. Hence, from the migrants' point of view, one cannot speak of ›successful‹ migration when migrants stayed in the country they migrated to and of ›failed‹ migration when they returned to their country of origin.

Through experiencing migration and another culture in depth, both stayers and returners achieved deeper insights into and understanding of their selves, life and the world. The participants stated that leaving the Ger-

man culture and history behind *and* living in New Zealand as foreigners, and also the conditions in New Zealand facilitated the unfolding of their unique self. By detaching their sense of self from their family and a particular place, and consciously choosing what aspects to incorporate from their German heritage, the New Zealand culture and other cultures they experienced, they further added to and expanded their selves and their horizons thereby going beyond in degree, amount, and quality what they started out with (transcending identity). At the same time, they became more aware of and understood more about their selves. The more they got to know themselves, the more they defined themselves in terms of their inner qualities (inner identity). They became more conscious and added another layer to their life spiral (see Figure 4). This further evolvement towards a transcendent inner identity involved many attitude and behaviour changes.

The participants developed a more comprehensive, inclusive, balanced and compassionate view of their self and life. The central attitude change was from black and white thinking to grey thinking. For instance, before their migration, some participants thought that everything in Germany was bad and everything in New Zealand is better. While living in New Zealand, they discovered that every place has both positive and negative sides. Hence, they realised that there is no such thing as a paradise or better place; that the grass is not greener on the other side of the fence. As a consequence, they started to differentiate more and developed a more inclusive and balanced view of Germany and New Zealand, assigning less importance to the country and more importance to choosing a place that corresponds best with their selves and their own perspectives, attitudes and behaviour.

The participants also realised that basic human desires are the same worldwide and that it is impossible to run away from problems. Further, while becoming more aware and appreciative of their German heritage, they also became more accepting and respecting of other cultures, less judgmental, and interacted more carefully. Lastly, the participants increasingly became aware of *something higher* or *more powerful* and realised that while they are actually quite insignificant in the greater scheme of things, they are a unique part of a greater whole.

In addition to these general outcomes, stayers and returners gained particular benefits through living their dream, which reflect their experiences during the establishment phase. The stayers stated that they are settled in New Zealand. They are happy to live in New Zealand, because they feel freer and more themselves. They are proud to have lived their dream. Materially, the stayers are well situated. With respect to their personal evolvement, they feel that their migration and living in New Zealand contributed to their personal growth and made them stronger. While the stayers will always feel German, they also feel that they have transcended into something beyond

their German heritage – they evolved more towards their unique inner sense of self. They feel at home in both countries in different ways.

Like the stayers, the returners are proud to have had the courage to migrate and believe that it has been well worth migrating to New Zealand, because they learned so many important things about their selves and life from this experience and feel much richer, confident and stronger because of it. Some returners realised that New Zealand is not the country they wanted to live in; whereas others felt that they had exhausted the opportunities for new experiences in New Zealand. For these reasons, the returners feel that they have not failed, but rather chosen the more conducive path for their well-being and further development. Having wider horizons and a stronger inner sense of self makes them feel different to their fellow countrymen in Germany. These insights and changes are the direct result of experiencing, in contrast to vicarious learning, as these quotes reflect:

»Yeah, exactly, it was never, however, like a philosophy of life. No, it just happened. It probably all comes with time. Because you're simply there and just live [in New Zealand] I don't know. It happens automatically. It's not really anything that you can learn. It just happens.«

Phase Five: Weighing up:

Choosing the path most Conducive for Fulfilment of Future Dreams

»We are actually just continuing our journey.«

Although the participants reaped many fruits of living their dream, they did not necessarily want to continue their life journey in New Zealand. As a result of having fulfilled their dream of migrating, the participants were able to choose which of the two countries provides the best conditions for living a fulfilled and joyful life. In accordance with their characteristics and values, both stayers and returners constantly, consciously, and carefully weighed up whether New Zealand or Germany was most conducive for their well-being and development. Some of the factors that played a role in the weighing up process are at the same time outcomes of migration, because they reflect the participants' realisations about their selves. To illustrate, several participants found out that they need much cultural and intellectual stimulation, and that New Zealand did not offer this.

Similar to the migration decision, the reasons and conditions influencing the process of weighing up varied greatly, were complex and interconnected. Stayers also thought about returning, especially the women. Nevertheless, they stayed in New Zealand, as a result of a complex combination of factors holding them in New Zealand (hold factors) and deterred them from returning to Germany (deterrent factors). Hold factors included having difficulty finding a point of return; having invested so much time, effort, and

money into their migration; and feeling happier, freer, more themselves and a ›sense of love‹ in New Zealand. The deterrent factors consisted predominantly of believing that the longer one lives in New Zealand the more difficult it is to return, that they could not afford a similar living standard in Germany, and that Germany is still unattractive in several ways.

Although returning might appear at first sight like failure to adapt, that was not necessarily so. Some returners returned, because they had adapted so well that they felt that they had exhausted their opportunities for new experiences. Returning represented new challenges for them since they and Germany had changed while they had lived in New Zealand. Even for those returners who returned, because they experienced more obstacles and difficulties, the decision to return was courageous for they chose the path which they perceived as re-establishing their well-being despite having invested so much time, effort and money and despite the danger of being perceived as a failure.

The reasons and conditions for returning were the result of a combination of insufficient strength of hold factors (i.e. the factors why they had migrated to New Zealand and the factors listed above) and sufficient strength of push and pull factors. The returners were pushed away from New Zealand by financial stringency, insufficient cultural and intellectual stimulation, dissatisfaction with work, dislike of several aspects of New Zealand culture, dissatisfaction with friendships, feeling isolated, and wanting to save their relationship and family. Growing anxiety that living in New Zealand would disadvantage their children also influenced some participants.

Pull factors included intensely missing friends and family, desiring to return to their roots, needing German cultural life and intellectual stimulation, positive environmental and political changes in Germany, perceiving Germany more positively as a result of migration, well paid and challenging employment offers and feeling better in Germany at the present time. Again a strong factor pulling those returners with children back to Germany was that they wanted their children to have their roots in Germany.

The weighing up process was vitally influenced by the experiences the participants have had during their establishment and how they dealt with obstacles. Both were strongly affected by their pre-migration experiences. Some returners had crucial negative experiences which meant that their perceptions of their life in New Zealand were increasingly negative and they became increasingly dissatisfied and depressed because of that.

It is at this point that the participants' New Zealand migration experience stage of their life journey came to completion and led to the next stage, which entailed tackling new challenges in New Zealand or dealing with challenges connected to returning to Germany.

Core Category: Living the Dream

The most important psychosocial process influencing the experiences of German migrants and linking all the identified categories logically is *Living the Dream*: migrants dared to live their dream of migrating to another country by following their hearts with courage and passion in order to personally evolve and to live a more joyful and fulfilled life. Living their dream presented the participants with many different and substantial obstacles simultaneously. Given this, stress was an inevitable aspect of the migration process. However, dealing with these obstacles and the associated stress provided the participants with experiences and energy to further unfold their potential adding another layer to the evolution spiral.

The German migrants migrated because a constant interplay of particular social, psychological and historical conditions prominent during their upbringing, characteristics/values and abilities, and travelling led to the emergence and maturation of an identity conducive for migrating. This maturation process prepared the participants step-by-step for migrating and led to their desire to migrate. Through interacting with and experiencing a new culture in depth and dealing with various migration challenges participants got to know their selves better; changed and/or unfolded their characteristics/values, beliefs/attitudes and abilities; and developed more comprehensive, inclusive, balanced and compassionate views of their selves and life. They constantly constructed and reconstructed their identity through interaction with their changing social environments. Their identity went beyond what they started out with. Their sense of self became more multidimensional and evolved towards a more transcendent inner identity. Their identity became more expansive and inclusive (transcending identity) yet more centred around and based on inner qualities (inner identity).

By living their dream, participants followed the call of their heart to travel their personal soul journey. Through travelling this path they increasingly became aware of their inner selves and life. The emergence of *Living the Dream* as the core category is validated by Bönisch-Brednich²², who stated that one aspect of migration was spiritual in nature.

Conclusion

By exploring participants' understandings of their experiences through the whole migration process, and how these experiences and meaning-making processes were connected to the cultural and historical context, this study developed a local theory of the experiences of German migrants to New Zealand that encompasses how psychological *and* social factors interacted to con-

22 Bönisch-Brednich, Keeping a Low Profile.

tribute to resilience and successful adaptation or to vulnerability and poor adaptation.

A crucial finding was that from the individual perspective, migration was for *all* participants a growth experience. Through experiencing and dealing with the migration obstacles *all* participants gained important new experiences and knowledge about their selves and the world around them – they evolved. Returners too perceived themselves as having successfully lived their dream. Consequently, the relationship between adaptation and staying and returning is not straightforward. Good adaptation does not necessarily mean that migrants stay; other factors also play a role.

The complex interconnectedness of the migration phases implies that it is imperative to understand the interlinking experiences of the whole migration process in general and in particular between the pre-migration experiences (including emigration) and the immigration experiences. To maximise migrants' learning experiences, migrants would need resource structures that would assist them to expand their response repertoire, to understand their migration experiences and to construct coherent stories about them, and to enable them to deal with obstacles. Resources accomplishing these aims would be most efficiently provided *before* migration and during the critical establishment phase (i.e. first year) when the most obstacles occur. Cooperation of the country of origin and the host country would increase their efficiency and success. Key resources seem to be coaching/counselling services by professionals and/or peers (e.g. emigrants & immigrants) and books which offer insights into the psychological and social processes of the migration process and offer coherent migration stories with useful beliefs, attitudes, and strategies. Both would assist migrants to make better sense of migration.

Other resources include English tuition by native speakers catering to different skill levels, and programmes that assist finding jobs appropriate to the qualification of the migrant. Increasing opportunities for cultural and intellectual stimulation, supporting children attaining German language competencies, reducing racism and prejudice in schools, and providing information on cultural differences to New Zealanders would increase the likelihood of staying. New Zealanders could assist German migrants by embracing cultural differences, being patient and empathetic with new arrivals regarding their social and English skills, constructively pointing out social blunders and explaining social rules, and fighting against racism especially in schools.

The findings also imply that New Zealand will continue to attract German migrants by keeping the population density low enough to ensure that New Zealand stays green and beautiful; has much space, a lower pace of life, and affordable houses; and New Zealanders stay friendly and relaxed. To in-

crease the retention of German migrants, New Zealand needs to live up to his green, clean, safe, multicultural, and economically and socially sound image.

Useful avenues for future exploration include more detailed and comprehensive research into the experiences of the whole migration process especially from the point of view of particular groups, for example: children, family and friends of immigrants and those who ›step‹ migrate. Further, it would be highly interesting to explore in more detail the potential link between environmental influences and personal evolvement with regard to characteristics and values, beliefs/attitudes, sense of self, and the spiritual component of the personal evolvement. Closely connected to this area would be a deeper investigation of emotional versus rational decision-making, and the relationship between beliefs/attitudes and the strategies used to facilitate short and long-term adaptation. Future research in this area would be advantaged by longitudinal designs which would follow migrants throughout the applicable parts of their migration process, in order to get a deeper, more complete, and more contemporary picture of the migration process.

Die Autorinnen und Autoren

Petra T. Bürgelt, M.A., ist Doktorandin an der Massey University, Psychologische Fakultät, Palmerston North, Neuseeland, z.Zt. Claude McCarthy Fellow (Neuseeland) und Visiting CAPSTRAN Fellow (Australien). Publikationen zu Migrationserfahrungen und -interpretationen deutscher Migranten nach Neuseeland und Australien sowie zur Vorbereitung auf und Reaktionen zu Buschfeuer (Australien) und Tsunami (USA), u.a.: (zus. mit Douglas Paton u. John McClure), *The Role of Preparedness in Natural Hazard Resilience*, in: Douglas Paton/David Johnston (Hg.), *Disaster Resilience: An Integrated Approach*, Springfield, Ill. 2006, S. 277–289; (zus. mit Mandy Morgan, Roberta Julian, Richard Bedford u. Manfred Cramer), *Migrant Internet Forums: Building Communities by Connecting Potential Migrants and Migrants at Various Points in the Migration Process*. Invited paper presented at the 12th International Metropolis Conference, Melbourne 2007; (zus. mit Mandy Morgan u. Regina Pernice), *Staying or Returning: Pre-migration Influences*, in: *Journal of Community & Applied Social Psychology* [2008]. Vorstandsmitglied des International Journal of Multiple Research Approaches.

Franziska Dunkel, Dipl.-Ing. Dr. phil., ist Geschäftsführerin der Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition in München. Im Jahr 2000 hat sie eine Ausstellung zur Geschichte der ersten ›Gastarbeiter‹ in München kuratiert. Sie ist Autorin von Büchern und Aufsätzen zur bayerischen Architekturgeschichte des 19. und zur Migrationsgeschichte des 20. Jahrhunderts, u.a.: (zus. mit Gabriella Stramaglia-Faggion), ›Für 50 Mark einen Italiener‹. Zur Geschichte der Gastarbeiter in München, Buchendorf 2000; (bearb. zus. mit Hannelore Putz in Zusammenarbeit mit Friedegund Freitag u.a.), Hubert Glaser (Hg.), *König Ludwig I. von Bayern und Leo von Klenze. Der Briefwechsel (Quellen zur Neueren Geschichte Bayerns V, I)*, 6 Bde., München 2004/2007; (zus. mit Gabriella Stramaglia-Faggion), *Gastarbeiter – »Wir waren da und von Gott verlassen«*, in: Angela Koch (Hg.), *Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden in München*, Berlin 2005, S. 335–350; *Reparieren und Repräsentieren – Die bayerische Hofbauintendanz 1804–1886* (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, Bd. 152), München 2007.

Konrad H. Jarausch ist Senior Fellow am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam und Lurcy Professor for European Civilization an der University of North Carolina in Chapel Hill. Er hat etwa drei Dutzend Bücher zur deutschen und europäischen Geschichte geschrieben und herausgegeben, die thematisch von der Geschichte des Ersten Weltkriegs bis zur jüngsten Zeitgeschichte reichen und auch theoretische wie methodische Probleme umfassen. Aktuelle Buchveröffentlichungen: (Hg. zus. mit Klaus J. Arnold), »Das stille Sterben...« Feldpostbriefe aus Polen und Russland 1939–1942, Paderborn 2008; (Hg.) Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte, Göttingen 2008.

Mandy Morgan, PhD, ist Dozentin/Senior Lecturer an der Psychologischen Fakultät der Massey University, Palmerston North, Neuseeland. Publikationen zu theoretischen Debatten in kritischer Psychologie (vor allem hinsichtlich Beziehungen zwischen Feminismus, Poststrukturalismus und Diskursanalyse) und zu präventiven Interventionen hinsichtlich Gewalt gegen Frauen, u.a.: (zus. mit Damien O'Neill), Pragmatic Poststructuralism (II): An Outcomes Analysis of a Stopping Violence Programme, in: *Journal of Community and Applied Social Psychology*, 11. 2001, S. 277–289; Remembering Embodied Domination: Questions of Critical/Feminist Psy-discourse on the Body, in: *Theory & Psychology*, 15. 2005, H. 3, S. 357–372. Vorstandsmitglied des *Journal for Qualitative Research in Psychology*.

Regina Pernice, PhD, ist Dozentin/Senior Lecturer für Rehabilitation am Institut für Gesundheits- und Pflegewissenschaften der Massey University, Palmerston North, Neuseeland. Forschungsschwerpunkte: Rehabilitation, psychosoziale Gesundheit, Integration von Flüchtlingen/Migranten, Arbeit und Arbeitslosigkeit sowie illegale Einwanderung. Publikationen u.a.: (zus. mit Judy Brook), Refugees' and Immigrants' Mental Health: Association of Demographic and Post-migration Factors, in: *Journal of Social Psychology*, 136. 1996, H. 4, S. 511–519; Employment Attitudes and Mental Health of Long-term Unemployed People with Disabilities: Implications for Rehabilitation Counsellors, in: *Journal of Applied Rehabilitation Counselling*, 28. 1997, H. 2, S. 21–25; (zus. mit Andrew Trlin, Anne Henderson u. Nicola North), Employment and Mental Health of three Groups of Immigrants to New Zealand, in: *New Zealand Journal of Psychology*, 29. 2000, H. 1, S. 24–29; Illegal Immigrants: Contributors or Problems to Society?, in: Mary Katsikitis (Hg.), 2006 Joint Conference of the APS and NZPsS: Psychology Bridging the Tasman: Science, Culture and Practice, S. 320–324.

Joaquín Rodes García, M.A., ist Dozent für Sozialanthropologie und Soziologie an der Universidad Católica San Antonio de Murcia (Spanien). Arbeitsschwerpunkte: Europäische Mobilität und Migration, Tourismus, Grenzen, Sozialwissenschaftliche Methoden. Publikationen: (zus. m. Hugo García), Comparative Analysis of the Situation of Five Touristic Destinations of Alicante, in: VIII Congreso Español de Sociología; Transformaciones globales, confianza y riesgo. Turismo, ocio y deporte, La Coruña 2004, S. 377–392; Residential Tourism and Establishment of European Citizens in the Region of Murcia, in: Tomás Mazón/Antonio Aledo (Hg.), Turismo residencial y cambio social, Alicante 2005, S. 341–354; (zus. mit Klaus Schriewer, José Fernández-Rufete Gómez u. Juan Ignacio Rico Becerra), Antagonistic Migrations? Comparative of the Sanitary Cover for European and non-European Immigrants in the Region of Murcia, in: V Congreso Nacional sobre la inmigración en España. Migraciones y desarrollo humano, Valencia 2007, S. 3925–3937.

Michael Schönhuth, Dr. phil. habil., ist Privatdozent für Kulturanthropologie und Teilbereichsleiter im Landes-Exzellenzcluster ›Gesellschaftliche Abhängigkeiten und soziale Netzwerke‹ der Universitäten Mainz und Trier. Seit 2007 leitet er ein Forschungsprojekt zu ethnischen und transethnischen Netzwerken von Spätaussiedlern und Kontingentflüchtlingen und berät staatliche und nichtstaatliche Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit und der auswärtigen Kulturpolitik. Autor von Büchern und Aufsätzen zu Implikationen der Begegnung von ethnologischen und partizipativen Forschungsansätzen, zum Zusammenhang zwischen Kultur und Entwicklung, zu Hexerei in Afrika, zu Diversityfragen und zu interaktiven Formen qualitativer Netzwerkbefragung, u.a.: Entwicklung, Partizipation und Ethnologie. Implikationen der Begegnung von ethnologischen und partizipativen Forschungsansätzen im Entwicklungskontext, Habilitationsschrift Trier 2003, Fachbereich IV (<http://ubt.opus.hbz-nrw.de/volltexte/2005/300/>); (zus. m. Uwe Kievelitz), Participatory Learning Approaches, 1995 (<http://www2.gtz.de/dokumente/bib/95-0930.pdf>); Das Kulturglossar. Ein Vademecum durch den Kulturdschungel für Interkulturalisten, 2007, elektronisches Dokument: <http://www.kulturglossar.de>; Diversity in der Werkstatt – Eine Feldstudie zum Thema Vielfalt und Behinderung, in: Bernd Steinmetz/ Günther Vedder (Hg.), Diversity Management und Antidiskriminierung, Weimar 2007, S. 95–114; Softwaretool VennMaker 1.0 – Akteurszentrierte Darstellung und Analyse sozialer Netzwerke, 2008 (<http://www.Vennmaker.com/>); Theorien zu Hexerei in Afrika, in: Burghart Schmidt/Rolf Schulte (Hg.), Hexenglauben im modernen Afrika. Hexen, Hexenverfolgung und magische Vorstellungswelten, Hamburg 2008, S. 16–31.

Klaus Schriewer, Dr. phil., ist Professor für Sozialanthropologie an der Universidad Católica San Antonio de Murcia (Spanien). Arbeitsschwerpunkte: Europa, Mobilität und Migration, Regionales Bewusstsein, Bewusstseinsanalyse. Auswahl neuerer Veröffentlichungen: Herausforderung Europa. Kulturwissenschaftlich-volkskundliche Theoriebildung im Lichte der europäischen Integration, in: Zeitschrift für Volkskunde, 100. 2004, S. 31–52; La conciencia: Sobre el papel del sujeto en la teoría cultural, in: Luis Alvarez Munarriz (Hg.), La Conciencia Humana – La perspectiva cultural, Murcia 2005, S. 211–225; Spanien – en katolsk-føderalistisk velfærdsmodel, in: Klaus Bolving/Thomas Højrup (Hg.), Velfærdssamfund – Velfærdsstatens forsvarsform?, Kopenhagen 2007, S. 321–354; Sonnenparadies mit Schattenseiten. Europäische Senioren in Spanien, in: Anne-Kathrin Becker/Harald Siebenmorgen (Hg.), Viva España. Von der Alhambra bis zum Ballermann, Karlsruhe 2007, S. 155–162. (www.schriewer.eu)